



Studien-Skizze

über die

Estnische Volksschule

(auf der Insel Dese).

Mit einem Anhang:

Ueber eine projektirte Dese'sche Sparkasse für die
ländliche Bevölkerung.

Beitrag zur Beifrage.

„In der Jugend liegt die Hoffnung der Staaten und
„in ihrer Bildung das Reagens einer schlechtern oder
„bessern Zukunft. Die Erfüllung jener Hoffnung
„herbeizuführen, und durch einen geeigneten
„Unterricht dieses Reagens als Prüffstein für Voll-
„kommenes zu stützen, hat die Volksschule als den
„Höhepunkt ihres Strebens und als den segensvollsten
„Theil ihres Thuns anzusehen!“ H. K. Schneider.

Zum Besten der Estnischen Volksschule.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1865.

Zum Besten der öfelschen Volksschule, und wird der Erlös aus den verkauften Exemplaren Seiner Excellenz dem Herrn Civil-Gouverneur für den beabachtigten Zweck zur Verfügung gestellt werden.

Die Dñseeinsel Desel (estn. Saaremaa, das Gysysla der Schweden — vergl. Gibofolke), quer vor dem Rigaischen Meerbusen, unter dem 58. und 59. Breitengrade und dem 40. und 41. Längengrade, fast 50,⁴⁸ Quadratmeilen, also $\frac{1}{3}$ von Livland, und zählt circa 50,000 Einwohner mit den Nebeninseln Moon u. und der Stadt Arensburg.

Den Schirmherren vaterländischer Volksgüter

Seiner Hohen Excellenz

dem Herrn General-Gouverneur von Liv-, Est- und Kurland,
Generaladjutanten, Mitglied des Reichsraths, Kriegsgouverneur von Riga,
General von der Infanterie und hoher Orden Ritter,

Baron Lieven

und

Seiner Excellenz

dem Herrn Civil-Gouverneur von Livland,
Kammerherrn, wirklichen Staatsrath und hoher Orden Ritter

von Oettingen

ehrerbietigst zugeeignet

vom Verfasser.

Einst erging sich der Herr eines Gartens in demselben und bemerkte mit Mißfallen, wie große Strecken öden Landes noch unbenutzt darniederlagen. Baut, sprach er*) deshalb zu den Gärtnern, auch diese Plätze an, ich will, daß alles Land Frucht trage nach seiner Art. Als nun die Gärtner mit der Urbarmachung beschäftigt waren, bemerkte ein Vorübergehender, wie sie das Unkraut zwischen stehen ließen und machte sie darauf aufmerksam. O, sagten sie, wir dürfen dieses Gras nicht völlig ausreißen, es giebt Heu, hindert Niemanden, und der Arbeit ist so genug! Der Wanderer schwieg und ging weiter. Die neuen Anlagen waren fertig. Gras und Korn wuchs und trug Frucht. Man freute sich seiner Arbeit. Aber siehe, bald bemerkten die Gärtner, wie sich die Gräser immer mehr ausbreiteten. Zulezt drohten sie den Waizen zu ersticken. Die Grashalme standen immer dichter und breiteten sich aus, die Aehren spärlicher und ärmer. Nun wollte man das Unkraut ausrotten, aber mit Entsetzen entdeckte man, wie dessen Wurzeln unter der Erde fast den ganzen Boden bedeckten, und wuchernd und treibend jedes Waizenpflänzchen umflochten und auszogen. Die Gärtner gaben nun dem Wanderer Recht,

*)

Salve! Augusto felicior,
Trajano melior!

= rustica gens.

aber zu spät, kein Mittel half die verderblichen Schmarozer auszurotten, die zuletzt alle Beete des Gartens in Besitz nahmen. Die viele Mühe und Arbeit der Urbarmachung und Beackerung, die die süße Frucht des edlen Getreides hervorbringen sollte, hatte statt dessen nur bitteren Unkrautsamen erzeugt. So erwuchs aus der falschen Deutung des weisen Befehls des Herrn nicht Leben und Glückseligkeit, sondern Tod und Verderben!— Sed nihil est praestantius, aut praeclarius, quam de republica bene mereri.

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]

Vescere sodas!

Unser allergnädigster Monarch hat zu beschließen geruht, dem Bauernstande eine selbstständige, unabhängige Existenz zu schenken, und die Landtage sind zum neuen Gesetzesentwurf für die ländliche Bevölkerung zusammengetreten. Wir gehen ohne Zweifel einer großen Zukunft entgegen, insofern die größtmögliche Entwicklung des Volkslebens aller Klassen als Endziel dasteht. Dies das Thema unserer hochwichtigen politischen Arbeit — aber in der Ausführung bietet sie noch ein weites, unbebautes Feld, an das erst Jahrhunderte Mühen und Fleiß werden wenden müssen, bevor das Auge seine Lust und das Herz seine Freude am Neuen haben kann. Die erste Schwierigkeit liegt jedenfalls in der Feststellung derjenigen maassgebenden Prinzipien, auf denen das neue Lebensgebäude unserer Hoffnungen und Wünsche festgegründet und ungestört fortgebaut werden könne.

Wenn das neue Gesetz die Wohlfahrt der untern Volksklassen in allen ihren äussern Berührungspunkten im Auge haben wird, so dürfte auch eine detaillirtere Erwägung und Feststellung der innern Lebensbedingungen derselben unumgänglich nothwendig und erforderlich sein. Was hilft es dem Tantalus die schönsten Speisen vor Augen zu haben, wenn er ihrer nicht theilhaftig werden kann! Es wird aber die Bauernemancipation keine rechten Früchte tragen, so lange das Volk noch eine so niedere Stufe der Bildung einnimmt wie bei uns. Die Freilassung von 1819 war der erste Schritt zum Bessern, aber er war nur ein einseitiger, und hat entfernt nicht die Früchte getragen, die man hätte erwarten können, denn das, was den Menschen allein wirklich frei zu machen im Stande ist, die Bildung, wurde dem Bauernstande vorenthalten! — Er ist daher nur das geblieben, was er vor 1819 war.

Der Verfasser hatte Gelegenheit im Auslande mit den dastigen mannigfaltigen Volksbildungsanstalten in Berührung zu kommen, und schon sein Beruf als Landwirth ließ ihn das Landvolk lieb gewinnen, und dessen Bedürfnisse, sein Wollen und Können, sein Wünschen und Hoffen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Italiens kennen lernen. Was er dort sah, mußte auf ihn einen lebhaften Eindruck machen und sein Interesse für Verbesserung der Lage dieser Volksklasse in hohem Grade steigern. Er wünschte auch daheim das Gute anzubahnen, fand sich aber dabei bitter getäuscht. — Nicht gewöhnliche Schwierigkeiten sollten abschrecken, wohl aber mußten Hindernisse, die allseitig auf jedem Schritt und Tritt in den Weg gerollt wurden, zuletzt von einem Unternehmen abstecken lassen, das mit Liebe und Hoffnung begonnen. Das hat der Verfasser erfahren in der provinziellen Rechtspflege, im Nationalcharakter des Ostenvolkes selbst, ja in der Gesellschaft und öffentlichen Meinung, während einer vergeblichen mehrjährigen Arbeit und Mühe im Privatleben sowohl, als auch in verschiedenen amtlichen Stellungen in den Bauerbehörden, in der Criminalbehörde, in der Schulbehörde und in gemeinnützigen Vereinen. Ueberall hat er die Ansicht bestätigt gefunden, daß die Hebung der materiellen Wohlfahrt eines Volkes allein nicht zum Segen führt, beim Osten nur zum Uebermuth, wenn nicht bei unserer Bauernemancipation sittliche Erhebung mit Hand in Hand geht. Moralität, Religiosität und Humanität der Landbewohner schwinden in demselben Verhältniß, als Klugheit, Gewandtheit und äußere Politur zunehmen. Kirche und Schule haben vorzüglich auf den Landmann einzuwirken, aber sie allein thun's nicht, wenn nicht ihnen eine einschütsvolle Rechtspflege zu Hülfe kommt. Der Bauer ist bei uns nur erst ein politisches Kind, ohne eigenen Willen, ohne eigene Einsicht, und will daher als ein solches mit Liebe und Strenge behandelt und zum Bessern geleitet sein. Die Aengstlichkeit ist daher verkehrt, mit der man ihn durch allerhand Zugeständnisse, Begütigungen und falsche Nachsicht bei privaten Vergehungen im gemeinen Leben zu gewinnen und zu binden hofft. Das wird ihn nicht abhalten nach Samaara auszuwandern, oder an die Lärmtrommel zu schlagen! Vermag's was, so thut's einzig strenge Gerechtigkeit in

Befrafung des Schlechten und Aufmunterung zum Guten und — ungeheuchelte Theilnahme*) am Wohl und Weh' der Hütte! Und wie oft wird nicht dem unwissenden Bauern von unsern großen Volksbeglückern bloße Schaumspese gereicht? — Gesinnungslosigkeit ist die Weltfünfte unserer Tage!

Setzt, wo der Verfasser aus einer Gegend scheidet, die er seine Heimath nennt, die ihn stets nur mit dem Bodensage ihrer Gunst beehrte, hat er noch diese Blätter, die einige unserer vornehmsten Volks- und Zeitinteressen besprechen, der Deffentlichkeit übergeben wollen (vide Titelblatt über den Zweck der Schrift). Wer aber ein freundlich Gesicht zeigt, ohne unsere Sache zu kennen, dem möcht's wohl gar gehen, wie dem Bischof zu Bamberg auf der Hochzeit des Pfalzgrafen im Heidelberger Wirthshaus zum goldenen Hirsch, doch „Herr, ich merkt's wohl, daß Ihr mich nicht kanntet, und hiemit habt Ihr Eure Hand wieder“**), entgegnete der Berlichingen, der Bauernführer.

Es giebt heute noch Viele, die mit dem „kleinen Karl“ schwagen: „Zarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Gart und gehört seit Jahrhunderten den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu,“ aber wie dieser kennen sie unsere Vorfahren nicht mehr. Unsere großen Vorkämpfer um Wahrheit und Licht in Kirche und Staat sind in den jetzigen aufgeklärten Zeiten aus der Mode gekommen. Darum wissen diese Leute auch wohl, was es „in der Küche giebt“ (Göthe's Gög), aber ihr Fuß hat noch nie die Schwelle ihrer armen Bauern betreten. Da geht alle Wissenschaft in einen faden Nihilissimus aus, und man spricht nur Andern die großartigen Phrasen von Bauernemancipation u. gefälligt nach.

*) „Невольно задаешь себѣ вопросъ: Что возбуждаетъ Лифляндскихъ Эстонцевъ оставлять свою родину и идти въ дальнія, заводжскія степи, не зная ни русскаго языка, ни условій жизни мѣстныхъ земледѣльцевъ?“
Отечеств. Затики

**) Da ward das Männlein roth am Hals wie ein Krebs, vor Zorn, und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher, sagt Gög, zu Weislingen uns oft was drüber zu Gute gethan. (Göthe's Gög.)

Hier unten, in diesen unterseeischen Gefängnißgrotten von Chillon schmachteten einst ein Abt von Corbière, ein Bonivard *) und andere, unerschrockene Kämpfer für Wahrheit und Recht. Hier grub sich Bonivard's Fuß, an die Marterssäule geschmiedet, in den Fels, und welche Kämpfe für Recht und Vaterland und Glauben haben nicht schon jene schweizerischen Hochfirnen geschaut? Ist's doch nicht gar weit, da schieden sich hier die freien Gemeinden aus der Nationalkirche aus und ließen sich ihr angestammtes, freies Religionsbekenntniß nicht rauben, als man die Kanzel zum Jacobiner-Katheder manifestirte, und die Kirche unter politische Bajonette stellte.

Still breitet sich vor mir der prächtige Genfersee, seine Lasur-Fluth bespült den Schlossfels, und herein zum hohen Fensterbogen der einstmaligen chambre de la duchesse grüßt von drüben die zauberische Gruppe der Savoyer Alpen mit dem nebelumwallten Dent du Midi, da muß ich gedenken der Worte, die Göthe den alten Raubritter mit der eisernen Hand im Garten vor seinem Haftthurm reden läßt: „Schließt Eure Herzen sorgfältiger als Eure Thore, es kommt die Zeit des Betruges, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden herrschen mit List und der Edle wird in ihre Neze fallen! Allmächtiger Gott, wie wohl ist's einem unter Deinem Himmel, wie frei! Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft!“ — Wollen auch wir hoffen für die gute Sache der Volksbildung! Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto.

Geschrieben Anfang März 1864, auf einer Excursion in Schloß Chillon. S a f.

*) Ersterer vom Priesterkabinet Ludwigs des Frommen verdammt und in Chillon eingesperrt, Letzterer, früher Prior zu St. Victor in Genf, war ein Kämpfer für die kirchlich-sittliche Reformationsidee am Lemanssee, und wurde vom Herzoge von Savoyen sechs Jahre gefangen gehalten, bis ihn die protestantischen Berner bei einem Einfall in die Waadt befreiten. Die Leiden Bonivard's in Chillon besang dann Lord Byron in seinem berühmten Epos: „the prisoner of Chillon.“ Der englische Sänger hat auch seinen Namen auf Bonivard's Säule eingegraben, als er Chillon besuchte.

1.

„Ueberall macht das Landvolk die eigentliche Nation aus. Bildend auf den Landmann zu wirken ist also das Größte und Wichtigste für geistige Gesundheit und Kraft eines Volkes. Im Wohlstand und Sittlichkeit des Bauernstandes ist die Selbstständigkeit eines Volkes allein begründet. Alle höhere Bildung kann nur als Blatt und Blüthe an diesem gesunden Stamme gedeihen!“
Fries.

Betrachten wir die Geschichte der Völker, so finden wir, daß die „Volksschule“ erst in der letzten Periode ihrer Entwicklung auftritt.

Vorerst muß der Staat fest gegründet sein in allen seinen äußern und innern Angelegenheiten, es muß vorzüglich die wahre Gottesverehrung unter allem Volke eine feste Gestalt gewonnen haben, bis es möglich werden kann, daß nicht bloß Regierungen und einzelne Private sich der allgemeinen Sache der Jugendbildung mit vielfach unbeachteten und darum leeren Verordnungen und nicht recht gebrauchten, also mißbrauchten Hilfsmitteln annehmen, sondern bis die heutige Treibhauspflanze der Jugendbildung sich naturgemäß acclimatisirt haben wird, bis auch die Eltern, als Hauptfactoren aller Erziehung, sich überall väterlich und mütterlich ihrer Kinder selbst werden angenommen haben. Freilich ist dies das Endziel, wobei nicht bloß für den letzten Stand Vieles zu wünschen übrig bleibt!

Das neunzehnte Jahrhundert rühmt sich, die geistige Bildung auch unter den untern Volksklassen verbreitet zu haben, und zweifelsohne ist es zu diesem Schritt auch vollkommen naturgemäß berechtigt. Es ist das eine heilige Pflicht unserer Lage, deren Erfüllung ebenso unberechenbare Früchte tragen wird, als deren Vernachlässigung vielleicht in unvorhergesehenen, aber weitgreifenden Folgen sich strafen muß.

Die Culturgeschichte der Völker, ihre innere Entwicklung auf der Stufenleiter geistiger Bildung ist ihre eigentliche Geschichte, in der gegenwärtig die Volksschule eine Hauptrolle spielt.

Man zeichnete früher meist nur die äußern Anhaltspunkte dieser Geschichte auf, wo es dann dem Geschichtsforscher obliegt diese Zeichen zu deuten, in organischen Zusammenhang zu bringen, und die fortgesetzte Laufbahn des Geistes Gottes in der Bervollkommnung der menschlichen Gesellschaft daraus zu entwickeln.

Interessant muß es sein, das wenige, auf unser Thema Bezug habende unserer ostseeischen Culturzustände und Volksentwicklung hier vor Augen zu führen, was man in frühern Zeiten werth hielt, neben den wichtigen politischen Ereignissen aufzuzeichnen.

In den Städten mußten sich natürlich zuerst Stimmen für Unterrichtsanstalten geltend machen, und wir finden in Riga und Reval bei Einführung der Reformation die Klöster in freie, von der Geistlichkeit unabhängige Unterrichtsanstalten umgewandelt und unter Verwaltung des Rathes gestellt.

Für die ländliche Bevölkerung war, soviel bekannt, Gotthard Kettler im Alterthume der Erste, der sich des Unterrichtswesens annahm. Schon als Comthur von Dünaburg wollte er den Orden zur Gründung einer Schule in Pernau für Eingeborene bewegen, welchen Plan jedoch die ausbrechenden Kriegsunruhen damals vereitelten. In dieser Absicht hatte sich Kettler an den Geschichtsschreiber Chyträus gewendet, wegen Uebernahme des Rectorates, von dem wir darüber noch Folgendes überkommen haben: „Ihro fürstliche Gnaden, schreibt Chyträus, hatten sich vor dreißig Jahren, als Sie noch Comthur zu Dünaburg waren, durch den edlen Georg von Sieberg, Hauscomthur zu Riga, mit mir handeln lassen, dieweil Sie bedacht, eine gute Schule oder Gymnasium zu Pernau zu errichten, darinnen neben den Redekünsten und Sprachen besonders der Katechismus und die Summe christlicher Lehre fleißig gelehrt, und der undeutschen Letten, Esten und Kuren Kinder in lateinischer Sprache und christlicher Lehre gründlich unterwiesen und zum Predigtamt bereitet und zugerichtet würden — daß ich zu derselbigen Schule Rector mich sollte gebrauchen lassen.“

Als erblicher Herzog von Kurland konnte Kettler seine schönen Pläne in seinem Reiche verwirklichen und gründete daselbst viele Schulen und Kirchen für's Landvolk, während damals die übrigen Ostseeprovinzen noch an schrecklicher physischer und geistiger Verwirrung darniederlagen.

Wir sehen die Früchte davon heute deutlich. Wo ist der ostseeische Bauernstand entwickelter als in Kurland? Dort hat die Aufhebung der Frohne, die uns noch so viel Kopfschmerzen macht, nur wenig Schwierigkeiten gefunden, sie ergab sich aus innerem Bedürfnis, durch die dort obwaltenden, entwickelten Zustände, ohne äußere Maßregeln ganz von selbst, indem der größere Theil der Bauern, in bedeutender Wohlhabenheit, bereits seit Jahren sich einer selbstständigen, unabhängigen Erbpacht erfreut, wobei nicht nur der Bauer, sondern auch der Gutsherr

durch die sich ganz natürlich ergebende hohe Pachtsumme, ermöglicht durch eine höhere Productionskraft, besser stehen als früher¹⁾.

So hatte dem Grafen Bernstorff die Umwandlung seiner leibeigenen Bauern zu Erbpächtern zwar eine einmalige Ausgabe von 100,000 Thalern gekostet, durch die dabei gestiegene Productivität seiner Güter aber, von 3000 während der Leibeigenschaft, auf 27000 Thaler Jahreseinnahme nach Aufhebung derselben, sah er nicht nur seine Auslage in weniger als vier Jahren zurückerstattet, sondern auch fortan eine jährliche Mehreinnahme von 24000 Thalern als bleibenden Speculationsgewinn aus dem Unternehmen herausgeschlagen. (Jacob: Ueber Arbeit freier und leibeigener Bauern, 1815, pag. 71.)

¹⁾ Wenn wir einer Schilderung der holländischen Monatschrift entnehmen, wie in Kurland der „Hohenheimer Pflug“ (Land- und forstwirtschaftliche Akademie Hohenheim bei Stuttgart, nicht zu verwechseln mit dem sagenreichen estländischen Gute Hohenheim in der Nordwiek [Ruszwurm]) fast allgemein auch schon beim Bauern in Gebrauch steht, der Klee gebaut, und die Einrichtung einer „Sparrkaffe“ unter der ländlichen Bevölkerung überall bereits Eingang gefunden, so können wir wohl schon die Hoffnung aussprechen, daß daselbst, als unumgängliches Erforderniß des wahren Bauern, ein deutscher Fleiß und eine deutsche Ausdauer mit richtiger Würdigung der Ersparnisse vom nationalen Letten recipirt werden. Die vorwärtstrebenden Letten und Russen werden das an ihrer Bildung Mangelnde bald einholen, und ihre natürliche Geistesgeschmeidigkeit in der Gymnastik der neuen Verhältnisse zu jenem unbevormundeten Selbstgefühl und Selbstschaffen entwickeln, so unumgänglich nothwendig zu ihrem neuen Sein. Sobald der Lette nach abgelöster Frohne ein wenig Luft schöpft, ist er sogleich eifrig bemüht, seine Lage weiter zu verbessern. Er beginnt gewöhnlich damit, alles ihm zu Gebote stehende geeignete Areal in Acker umzuwandeln, was seine Einnahmen oft vervierfacht. Er vergrößert dazu sein Hausgesinde, er baut sich bessere Wohnungen, ja läßt nicht selten seinen Kindern eine über den Gesichtskreis der Eltern weit hinausgehende Bildung mit bedeutenden Unkosten zu Theil werden. So stellte sich bei einem, beim livländischen Hofgerichte anhängigen Proceß heraus, wie ein livländischer Halbhäufner aus dem auf seinem Grund und Boden producirten Flachs allein jährlich eine Nettoeinnahme von tausend Rubeln Silbermünze erziele, eine gewiß recht hübsche Summe, wenn man bedenkt, daß der Flachs verhältnißmäßig einen nur geringen Bruchtheil des Rotations-Areals einnehmen darf, und jener Bauer also wenigstens anderthalb bis zweimal soviel für seine andern Baufrüchte einnehmen mußte, der Flachs als die bestbezahlte angenommen, was sich den landwirtschaftlichen Verhältnissen in Deutschland schon sehr nähert. Ein anderer Lette erwarb sich durch seine Korbschlehtarbeiten in der Nähe Mitau ein ansehnliches Vermögen, und ließ seine Söhne studiren, obgleich er nur als armer Häusler ohne alles Capital begonnen.

Vergleichen wir hiermit den Esten, wenigstens wie er in den Strandgegenden auftritt — vielleicht bietet er anderswo ein erfreulicheres Bild! — Diesen wird seine eingeseifchte Trägheit und Fahrlässigkeit noch lange an allem Guten hindern, oder wenigstens seine Entwicklung sehr verzögern und erschweren, und die für den gemeinen Mann gegenwärtige reiche Zeit der Ernte wird für den Esten spurlos vorübergehn ohne den gehofften Erfolg, so lange die Volksbildung noch so darniederliegt, wie gegenwärtig. Der Este wird lernen mehr und Besseres consumiren, er wird seine physischen Bedürfnisse steigern, ohne seine geistigen Kräfte in

Ruffow schildert den Zustand unsers Landvolkes hundert Jahre vor dem Ende der Ordensherrschaft mit den Worten: „Unter tausend Bauern ist kaum einer gefunden worden, der das Vaterunser, geschweige

gleichem Maaße zu compariren. Ein anderes Volk würde in dieser günstigen Erwerbsperiode Ersparnisse sammeln, und zugleich seine Arbeitsfähigkeit und Bildung erweitern, der Eske jedoch consumirt sogleich auch Alles, was er producirt. Mit andern Worten: da der Erwerb für den gemeinen Mann gegenwärtig ein so leichter und erfolgreicher ist, so arbeitet der Eske nur halb so viel als sonst, d. h. nur so viel, um besser essen und trinken zu können, zu Schnaps und Brot. Was darüber ist, das ist, seiner Ansicht nach, von Uebel. An die Zukunft denkt er nicht, er lebt nur aus der Hand in den Mund. Sobald daher das Steigen der Bevölkerung den Arbeitslohn wieder vermindert, muß er in's Elend sinken, da er alsdann seine Bedürfnisse nicht mehr so befriedigen kann, und seine Arbeitsfähigkeit eher gesunken, als gestiegen sein wird. Versicherte uns doch ein Architekt, er habe es vortheilhafter gefunden, Russen und Letten für den Taglohn von einem Silberrubel anzustellen, als Esken für bloß vierzig Kopeken; weniger als um so viel weniger leisteten diese. Der Engländer soll wieder nach Jacob, pag. 43, zwei- bis dreimal soviel leisten, als ein russischer Arbeiter.

Analogien zu diesen Zuständen finden wir auch bei andern Völkern unter gleichen Verhältnissen. In Westindien rechnet man, daß der Negerslave nur $\frac{1}{3}$ soviel arbeite als der Engländer. Aber beim freien Neger, dem „glücklichen und zufriednen“, ist die Arbeitskraft noch mehr gesunken, denn er arbeitet, nach Lord J. Russell, auf Jamaika seit seiner Emancipation durchschnittlich nur eine Stunde pro Tag.

So hatten auf einem Privatgute Desels Kronsbauern die Hauarbeit übernommen, jedoch sie so schlecht geleistet, daß der Vogt es ihnen verweisen mußte. „Du bist mit unserer Arbeit unzufrieden, erwiederten sie, so gehen wir nach Hause und Du kannst sehen, wo Du Arbeiter erhältst.“ — „Weshalb wollt Ihr aber nicht das Gras so kurz mähen als für Euch selbst? fragte er sie, und Ihr habt doch einen schönen Verdienst davon, während Ihr zu Hause nichts mehr zu thun habt: Eure Heuernte ist vollendet, Eure Winterfaat bestellt, die Stoppeln gepflügt.“ — „Ja, unsere Arbeiten sind alle fertig, war die Antwort, Zeit haben wir wohl, bist Du aber mit unserer Leistung unzufrieden, so legen wir uns lieber schlafen.“ — Auf einem andern Gute mußte der Gemeindegerechtsvorsitzer erst gezwungen werden, sein eigenes Getreide abzurnten, da er mehr Lust hatte im Kruge zu sitzen und zu banferottiren. So weit geht die Apathie des Esken, auch gegen sich selbst — Gegensatz zur lettischen Rührigkeit. —

So faulenzet auch der mexikanische Landmann 3 Wochentage und verwendet bloß 2 zur Arbeit, um sich und den Seinen den nothdürftigsten Unterhalt auf die Woche zu verschaffen. Kein Gedanke daran, daß er seine Mühe zu einer Verbesserung seiner Hütte oder seines Mobiliars anwenden sollte!

Der öfelsche Eske hat während der auf den Kronbesitzungen nun schon Jahre lang dauernden Geldpacht, weder sein Ackerareal um das Geringste vergrößert, noch seinen Viehstand, noch seine Wohnung verbessert, noch seine Kinder besser erzogen. Sagt doch Cancrin in seiner Dekonomie der menschlichen Gesellschaften pag. 41, daß der livländische Bauer seit der Freilassung ärmer und sorgloser geworden sei. Er macht sich den sehr geringen Pachtilling gewöhnlich aus dem Nebenverdienste eines Sommers, wozu er den Sohn, oder einen Knecht in's Festland auf Arbeit sendet, er treibt viel Handel und Wandel, Schmutzgelei, deren Erlös er regelmäßig in den Krug trägt, er führt mit Vorliebe Prozesse bei allen Instan-

denn die fünf Stücke des Katechismus recht gewußt hat.“ „Der Letzte und Erste, fügt Nutenberg hinzu, betete im fünfzehnten Jahrhundert nicht mit christlicher Hoffnung und Demuth zum Herrn der Welt, sondern stammelte ein aus heidnischen und christlichen Brocken gemengtes Kauderwelsch, wie es selten häßlicher und verworrener aus dem Herzen eines Volkes zum Throne Gottes sich erhoben. Das ganze Land strotzte von Geistlichen jeder Art, die alle vom Schweiß und Blut des geknechteten Volkes praßten und schwelgten; für den Unterricht desselben geschah von den tausend und tausend faulen Bäußen auch nicht das Geringste. Die armen Verirrten kochten noch immer Zauberkranke wie im dreizehnten Jahrhundert, beteten abwechselnd zum Heiland, zur Marie, oder wieder zu ihren Götzen. Sie opferten bald den sauererworbenen Sparspennig dem Kloster, oder dem frech umherstreifenden Bettelmönche, bald banden sie eine Münze, eine Haarlocke, ein Band an eine heilige Eiche oder Linde, und schlossen endlich, wenn die ersuchte letzte Stunde gekommen war, ihr müdes, bethrantes Auge in bangen Zweifeln. Das war das ganze Glück, das die päpstliche Taube, den Delzweig im Schnabel, den unglücklichen Ostseevölkern gebracht hatte. Daß diese Völker selbst dabei in die äußerste Niederträchtigkeit und Verderbniß versanken, versteht sich von selbst, und wird uns von allen Seiten bestätigt. Sie waren jetzt faul und schmutzig, lüderlich und tückisch, widerspenstig. Die katholische

zen (vergleiche später über den Gerichtshalter Dinter), und überläßt die Bewirthschaftung des Gesindes größtentheils den Weibern und Kindern.

Das bisherige patriarchalische Verhältniß zwischen dem Moisa wannom und Walla laps ist durch die neue Ordnung der Dinge zerschnitten, fortan giebt es nur noch Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Getrennt und unbekümmert um den andern wird jeder nur seinen eigenen Weg und Vortheil vor Augen haben. Die eine Hand trug und schützte auch früher die andere.

Armes, unwissendes Estenvolk, Du wirst, Dir selbst überlassen, in manche Grube fallen, bevor Du zur Erkenntniß gelangst! Die Rechtsgelehrten und Ungelehrten werden Dich ins lange Schlepptau des Rechtsganges nehmen und in wüßthigen Hätteleien wüßigen! Wer wird aber bei aller glänzenden Emancipation für Deine moralische Wohlfahrt sorgen? Die Gesamtzahl mag in den neuen Vorrechten schwelgen, und doch wirst Du Einzeln am trüben Schnapsglase langsam dahinwelken (vergleiche Petersburger Vorgänge, im April e. in den öffentlichen Blättern publicirt, über die schreckenerregende Zunahme der Trunksucht), denn solche Dinge lassen sich in keine Form Rechtens zwingen, die doch fortan allein gelten soll, und der Satz: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“ steht nicht im Coder, und liegt außer der Sphäre des advocatischen Denkvermögens.

Wären die Russen schon damals zugleich mit den Esten der Leibeigenschaft entbunden worden, sie wären diesen auf der Stufenleiter der geistigen Entwicklung weit vorgeeilt, der Este aber ist auf seiner frühern Stufe stehn geblieben und wird es auch noch fernher lange bleiben. Besonders das Institut der *Losreiber*, das sich auf Desel des besondern Schutzes der Behörden und allgemeinen Rechtsgewohnheit erfreut, hat seine Selbstständigkeit zu nichts Gutem benutzt und nur der Arbeitscheu und Trägheit weite Wege gebahnt.

Geistlichkeit Livlands hatte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die letzte Stufe der Versunkenheit erreicht. Sie erfüllte keine einzige von den Pflichten, welche ihnen ihr Stand auferlegte und lebte in der äußersten Sittenverwilderung und Roheit. Seit einer langen Reihe von Jahren hatten die Bürgerschaften der Städte, hatten viele andere redlich gestimmte Leute die Untersuchung und Abstellung der schreiendsten Mißbräuche der katholischen Kirche gefordert, seit einer langen Reihe von Jahren war sowohl in den Huldigungsbriefen, als in den Landtagsrecessen öfter auf ein Provincial-Concil gedrungen worden, das von allen Bischöfen und Erzbischöfen versprochen, aber unter allen möglichen Vorwänden immer wieder verschoben wurde. Für Schule und Unterricht that die Geistlichkeit, obgleich sie dafür bedeutende Steuern erhob, doch nichts, und widersetzte sich der Einrichtung von Volksschulen in den Städten, wie überhaupt der Gründung irgend welcher höhern Lehranstalt im Lande.“

Nun sollte man denken, daß die nachfolgenden evangelischen Prediger die Volksbildung, und namentlich den Jugendunterricht auf alle mögliche Art und Weise hätten zu fördern gesucht, allein daß das durchaus nicht der Fall war, sehen wir leider zu deutlich aus einer andern Schilderung Russows. „Die evangelischen Prediger, heißt es darin, haben sich gleich den andern im Lande nicht geschämt, Concubinen und Weiber sich zu halten und viele Kirchenherren haben sich um Studiren und Predigen nicht viel gekümmert, und haben nichts anderes gethan, als daß sie von einem Kirchspielsjunkfer zum andern, von einem Landfreien zum andern, und unter den Bauern herumgezogen sind, und haben sich wohl tractiren lassen. Welcher unter ihnen ein lustiger Mann und voller Schwänke war, und so redete, wie sie gern hörten, der war ein rechter Prediger für's Volk. Darum waren unter den livländischen Predigern viel stumme Hunde, welche die schweren Laster nicht strafen durften. Die Ursache aber, warum die Bauern in Lüderlichkeit und Verachtung des Kirchenbesuchs gerathen, sind diese: 1) im ganzen Lande ist nicht eine Schule gewesen, aus welcher ein schlichter, in der undeutschen Sprache erfahrener Prediger hätte hervorgehen können. Darum standen die Kirchen oft viele Jahre wüste und verfielen nach und nach. 2) Wenn irgendwo an einer Kirche ein Pastor gewesen, so war es gemeiniglich ein deutscher, der undeutschen Sprache unerfahrener. Er hat den Deutschen deutsch gepredigt, das haben die undeutschen Bauern nicht verstanden, sie sind deshalb überall aus den Kirchen weggeblieben und haben sich der Lüderlichkeit hingegeben. Und dennoch mußten sie den Pastor besolden, während die Deutschen nur jährlich jeder einen Schinken gaben. Die Ordensherren und Bischöfe kümmernten sich gar wenig um der Bauern Seelenheil und Wohlfahrt, denn sie dachten, dieses wäre ihr Vaterland nicht, und waren nur darauf, daß sie für ihre Lebensstage genug hätten. Die vom livländischen Adel haben

Vogelstangen an ihren Pfarrkirchen errichtet. Um die Zeit des Pfingstfestes sind dann alle zehn Meilen weit zu den Vogelstangen gekommen und haben sich mehr um's Vogelschießen als um Gotteswort gekümmert. Während sie nach den Vögeln schossen, wurde ein Banket in des Pastors Hause zugerichtet, wo sie nach dem Vogelschießen lustig und guter Dinge waren.“ Unter diesen Verhältnissen mußte das Christenthum, das unter den Letten und Esten nie festen Fuß gefaßt hatte, dem völligen Erlöschen sehr nahe sein, wobei natürlich von Bildungsanstalten vollends keine Rede sein darf.

Wir können die schwarzen, aber leider nur zu wahren Bilder aus der Geschichte unsers eigenen Vaterlandes, der Ostseeprovinzen, weder mit modernem Leichtsinne bemänteln, noch mit einer, neuerdings beliebten pharisäischen Geißel fanatischer Frömmiger brandmarken²⁾. Jene Zeit bleibt uns vielmehr ein steter Spiegel der Demüthigung vor dem heiligen Forum des Allmächtigen, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied —, wie uns der beseligende Nachsatz: „denen aber, die meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied“ zur ernstesten Nachfolge unsers Herrn und Heilandes auch in der Sorge um die geistige Veredlung und Bildung der uns von Gott und Obrigkeit anvertrauten untern Volksklassen aufreizen und beleben muß.

Auch in Deutschland sah es im vorigen Jahrhundert mit der Volksschule noch traurig aus, denn *οἱ δὲ βουλήσονται τῶν γεγενημένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὐτίς κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι*: „Die Volksschule des achtzehnten Jahrhunderts, heißt es über Deutschland, besonders der ersten beiden Drittheile, war in einen geisttödtenden Mechanismus versunken. Ein allen geistigen Aufschwung niederhaltendes Gedächtnisfunwesen war die einzige Lebensäußerung in den Schulen des Volkes, während die Gelehrtenschule ihre Aufgabe in die Bildung tüchtiger Lateiner und Griechen setzte, denen allerdings nur zu oft die Fähigkeit abging, einen nur leidlichen Aufsatz in reinem Deutsch schreiben zu können. Wie jener alte Lehrer Lessings denselben als warnendes Schreckbild seinen Schülern aufstellte, indem sich der „Kerl“ unterfangen habe, sogar deutsche Verse zu schreiben. Die meisten Lehrer des Volkes waren für ihren hochwichtigen Beruf nicht vorbereitet worden, sondern gehörten vor ihrem Eintritt in denselben einem ganz andern Stande an, ja selbst noch in der Zeit, in

²⁾ Damals sah es nicht bloß in Livland, sondern in allen Ländern, wie bekannt, so traurig aus. In jenen rohen Zeiten hieb aber auch der rechte Mann, wo es galt, mit Schwert und Wort drein, bei offenem Visir, während der heutige Fromme diplomatisch verfährt, und, hinter einer Barrifade von Erbauungsbüchern verschänzt, seinen Bruder durch niederträchtige Verläumdungen in christlicher Liebe, wie er sich ausdrückt, zu begeistern strebt.

welcher sie das Lehramt verwalteten. Alte, ausgediente Unteroffiziere, kaum fähig ihren Namen zu schreiben, im Herrendienst ergraute Bedienten, welche sich in vieljähriger Dienstzeit einen äußern Takt angeeignet, doch in derselben allen freien Menschenfinn verloren hatten, Handwerker, deren Berufsthätigkeit sie auf die Stube beschränkte, und deshalb, nach den Begriffen jener Zeit, zur Aufsicht und Unterweisung der Jugend geeignet; endlich einige junge Leute, welche bis Tertia oder Secunda des Gymnasiums gekommen, oder von einem Pfarrer in einigen Elementarkenntnissen unterrichtet worden waren: das waren die Lehrer des Volkes. Wie die Arbeiter, so das Werk. Ein elender, geisttödtender Mechanismus herrschte in den Schulen und unterdrückte jede geistige Regung. Der Bakel ward mit kräftiger Hand geschwungen, und statt naturgemäßer Entwicklung ward eingebläut. Nur der Unverwüstlichkeit der Menschennatur ist's zu danken, daß es mit der Volksbildung nicht noch weit schlimmer stand, ja noch steht, da die Bildung des Volkes der Gegenwart auf der des vorhergehenden Geschlechts ruht. Die Erkenntniß jenes traurigen Zustandes blieb nicht aus, heißt es weiter, die geistige Erstarrung, der Rückschritt des Volkes nach der lebensvollen Zeit der Reformation war zu augenfällig. Die deutsche Literatur trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmählig in ihre Blüthezeit, die Philosophie griff kräftig ein, und J. J. Rousseau erweckte durch seinen Emil den sehnlichen Wunsch nach Verbesserung des völlig vernachlässigten Schulwesens. Edle Fürsten und andere hochherzige Männer wurden für die Verwirklichung dieses hohen Zieles erwärmt, und nicht lange nachher traten Basedow und von Rochow auf Refahn auf, und wendeten ihre ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung des schlechten Volksunterrichts zu. Basedow schrieb sein Elementarwerk, Rochow gründete seine Musterschule und gab den Kinderfreund heraus. Beider Wirken fand Nachahmer, welche die neuen Ideen fortführten und die gemachten Fehler verbesserten. Campe und Salzmann gründeten ihre Erziehungsanstalten, und obwohl dieselben nur den Reichern im Volke zugänglich waren, so wirkten doch die in denselben zur Anwendung gebrachten und in Volks- und andern Schriften veröffentlichten Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts auf die Strebenden unter den Lehrern des Volkes. Felix Weiße arbeitete durch den Kinderfreund für die Verbesserung der häuslichen Erziehung unter den gebildeten Klassen, Zacharias Becker dagegen durch sein weitverbreitetes Mildheimisches Noth- und Hülfsbuch für die Masse des Volkes, namentlich für den Bauern- und niedern Bürgerstand. Pestalozzi, preiswürdigen Andenkens, verbesserte besonders die Lehrweise, und sein Streben, selbst den Unterricht in technischen Fertigkeiten auf geistbildende Weise zu betreiben, verdiente und erwarb sich alle Anerkennung.“

„Das sind die schönen Länder und Völker, in denen die
„überwiegende Kraft im selbstständigen Bauernstande
„lebt.“ Fries.

Der Ursprung des Estenvolkes ist unbekannt, da jede directe Quelle über seine früheren Wohnsitze fehlt. Nur annäherungsweise sind einige Hypothesen aufgestellt.

Nach Tacitus Germania und Parrot besteht eine Urverwandtschaft des finnisch-estnischen Volkszweiges mit den alten, zum indo-germanischen Stamme gehörigen Kelten, den Ureinwohnern fast aller europäischen Länder. In näherer Verwandtschaft soll aber das Estnische mit der Sprache der Magyaren, Lappen und anderer Völkerschaften des nördlichen Rußlands stehn.

Wiedemann hat durch seine Sprachforschungen festgestellt, wo die Tschudischen Völker, und somit auch die zu ihnen gehörigen Finnen, Tscheremissen und Esten in Asien, der Wiege der Völker, vor ihrer Einwanderung nach Europa gewohnt haben mögen (frühere Wohnsitze der Tschudischen Völker und ihre Sprachverwandtschaften, 1838, pag. 37, und Volz, Beiträge zur Culturgeschichte, 1852, pag. 90).

Nach Jornandes de rebus geticis bewohnte die große natio Aestorum, Haestorum, Aestorum, qui longissima ripa Oceani Germanici insident, als Romadenvolk (aus Sagen, Sitten, Gebräuchen) den ganzen europäischen Norden und die Ostseeküsten, wie das jezige Frische Haff „Estenmeer“ genannt wurde, und hat nach Karamsin später einen wesentlichen Theil an der Gründung des russischen Reiches gehabt. Diese Esten-Nation war aber ein Mischvolk, zu dem auch die sich später herausbildenden und sich ausscheidenden alten Preußen, Littauer und Letten gezählt wurden. Diese Völkergruppe begriff man unter dem gemeinsamen Namen der Süd-Esten. Tacitus nennt sie die „Aestier am rechten Ufer des Suevischen Meeres von der Woge bespült.“ Die Süd-Esten hatten in Sitte und Lebensart viel von ihren germanischen Nachbarn, namentlich von den Gothen unter Hermanrich angenommen. Wir begegnen einer Gesandtschaft derselben an den Ostgothenkönig Theodorich. Auf sie auch haben Bezug die Reiseberichte des Pytheas aus Marseille, der sie Ostiäer nennt und Wulfstanz. Sie allein konnten für den Bernsteinhandel die zwei großen Verbindungsstraßen mit dem Orient, den Austurweg oder Ostweg, und den um Europa herumführenden Westweg nach Griechenland gehabt haben. Unter den Nord-Esten hatte sich das alt-estnische Element mehr erhalten. Diese schildert Tacitus unter dem Namen Fenni als durch die äußerste Wildheit und Armuth sich auszeichnend, so daß sie „sicher gegen die Menschen, sicher gegen die Götter sind, also das Schwierigste erreicht haben und nicht einmal mehr eines Wunsches bedürfen.“

Schirren hat auch ferner in seinen Nachrichten der Griechen und Römer über die östlichen Küstenländer des baltischen Meeres (1852 VI) nachgewiesen, wie die alten Esten von dem sich neugebildeten Volke der Littauer ans Meer (Ostsee) gedrängt wurden, und im Nordwesten finden wir eine weitere Trennung der Küsten-Esten von den westlichen estnischen Völkerschaften, den Tscheremissen *ic.*³⁾ durch die sich zwischenschiebenden russischen Slaven. Hier blieben nun die estnischen Stämme wohnhaft: die Tscheremissen, gegenwärtig nur noch vierzig Tausend Seelen, in den Gouvernements Orenburg, Wjatka, Kasan und auf dem Hochplateau der Wolga, die Finnen um den finnischen Meerbusen herum bis hoch in die Polar-gegenden, und die eigentlichen Esten südlich von den Finnen am Ostseeufer und ins Land hinein bis zum Weipus. Zwischen den Finnen und Esten, im Gouvernement Ingermanland, hat sich aber ein Mischvolk durch den Einfluß der dorthin verpflanzten zahlreichen slavischen Colonien gebildet, die Ingermanländer sind hervorgegangen aus einer Vermengung der Russen mit den Finnen.

³⁾ Nach den neuern Forschungen werden auch die alten historischen Skythen als identisch mit den Tschudischen Völkerschaften gerechnet. Die Skythengräber findet man noch jetzt vom Jenissei, dem Urß der Tschuden, bis über den Dniepr hinaus, und schon Herodot gab an die Gräber der skythischen Könige an den Dnieprfällen, *нопорн*. Interessant sind die neuesten Nachgrabungen in diesen Skythengräbern unter Leitung des Grafen Stroganow, deren Funde ein interessantes Licht auf den Verkehr der griechischen Colonisten in der Krim mit ihren barbarischen Hinterländern wirft. Diese lieferten ihnen, wie später die Mongolen den Genuesen das Gold, das die Tschuden im Altai und Ural ausgruben, und jene versahen sie dafür mit Kunstgegenständen, die je weiter man nach Nordosten geht, immer seltener werden, bis zwischen Ural und Altai die rein skythische Cultur des Bronze- und Stein-Zeitalters zu finden ist. Als Hauptfundorte werden namhaft gemacht Tschertomilyk, 20 Werst vom Städtchen Nikopol am Dniepr, die sogenannte Lugowaja Mogila und bei Kertsch der Achenberg Kuloba und der Mithridatesberg. Diese Grabhügel tragen meist eine unförmliche Steinfigur, die immer eine Schale in Händen hat, gleichfalls ein Hauptattribut der Tschudischen Völkerschaften. Die Russen bezeichnen diese Grabfiguren mit dem Wort *Баба* (— alte Frau). Das Innere der Gräber enthielt skythische Producte aus Thon, Stein, Bronze, Erz, Bernstein, selbst aus Gold und Silber, zum Theil rohe Nachahmungen griechischer Vorbilder, vermengt mit echt griechischen Kunstgegenständen des 5. oder 4. vorchristlichen Jahrhunderts. Die Thonbilder zeigen die skythische Spitzmütze, *Башлык*, die unser Militär jetzt allgemein trägt, und von der auch die jetzt schlaff zurückgeschlagene Zipselmütze des Esten herrührt, sowie der weiße, steife, zuckerbuttförmige Kopfschmuck der estnischen Weiber im Bernauschen. Viel Pferdeschmuck kommt vor, Gebisse *ic.*, denn die Pferde wurden bekanntlich den Todten zur Begleitung in die Unterwelt mitgegeben. Unter den griechischen Gegenständen viele Ringe, Schmucksachen, Vasen, Armbänder, Ohrgehänge, Salbgefäße. Besonders schön und werthvoll war ein prachtvolles Silbergefäß mit 3 Krähen, auswendig mit halberhabenen Bildern verziert, welche skythische Pferdeabändiger darstellen. Alle diese Herrlichkeiten sind nun im sog. Saale der 20 Säulen in der Eremitage zu St. Petersburg aufgestellt.

Kruse, in seiner Urgeschichte des estnischen Volksstammes, glaubt in den heutigen Esten Homers Hippomolgen und Galaktophagen (Rossemelker, vgl. die Speise der Esten, und Milcheffer) sowie Herodot's Melandylänen (Schwarzröcke) wiederzuerkennen.

Für die Ostseeprovinzen sind die Esten wenigstens Autochthonen, da bei der so schwankenden Vermuthung ihrer frühern Wohnstzge vollends nichts über ihre etwaigen Vorgänger am Ostseeufer gesagt werden kann. (Einige nehmen zwar an, der finnische Volksstamm hätte die Lappen in den Norden verdrängt, nach diesem wären also die Lappen die eigentlichen Ureinwohner der Ostseeprovinzen — ? —)

Rutenberg in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen nimmt an vier historische Zustände des Estenvolkes, nämlich den oben bemerkten tacitischen wilden, einen höheren, cultivirtern beim Beginn der deutsch-christlichen Invasion, dann einen rückschlägigen, verwilderten während der Hörigkeits- und Frohn-Sclaverei und endlich den gegenwärtigen Zustand, der das volle Menschenrecht in Fortschritt und Bildung zu verwirklichen strebt.

Kruse schildert den festländischen Frohn-Esten (wohl im estländischen Gouvernement!) folgendermaassen: „Ihre Häuser sind erbärmlich klein, von Balken zusammengeschlagen, Hütten ohne Schornsteine. Dennoch ist ein Ofen in der einzigen Stube, welche die ganze Familie mit den Knechten bewohnt, und in welcher oben, an den Wänden ein Brett ringsum angebracht ist, auf welchem das Korn gedörret wird. Es ist fürchterlich, in solchen Stuben der Esten nur einige Minuten sich aufzuhalten, und dennoch leben sie ganze Tage in denselben. Daher schreiben sich denn aber auch ihre mannigfachen Augenkrankheiten und selbst häufige Blindheit. Fenster sind in den Häusern nicht, außer in der Stube eines von höchstens einem Fuß im Quadrat, und dieses ist größtentheils aus vielen Scheiben zusammengestückt und mit Papierstreifen verklebt. An Möbeln besitzen sie in der Regel nichts als einen groben Tisch, ein Paar Holzbank, eine Truhe, um ihren Sonntagsstaat hineinzulegen, und einige Bettstellen, welche ich aber häufig kaum vier Fuß lang, auch für erwachsene Menschen, gefunden habe, so daß die Leute gar nicht ausgestreckt darin liegen können. Andere schlafen auf den Bänken, oder auf dem Ofen, indem sie nur ihren Pelz unterlegen, oder auf Tischen, oder auf dem bloßen Erdboden. Ein Kessel, ein Paar hölzerne Löffel und ein Paar Messer sind fast das alleinige Küchengeräth, und ein ausgehöhlter Holzblock (?) mit einem Stampfer, auch aus Holz, dient ihnen zur Vereitung der Graupe und des Dünnbiers, oder Taar, die sie sich selbst verfertigen. Einige Gutsbesitzer, heißt es zum Schluß, haben ihren Leuten bessere Wohnungen mit Schornsteinen bauen lassen; aber sie ziehen ihre Rauchhütten vor, und in diesen bessern Wohnungen will keiner wohnen! Sie fühlen den Mangel nicht, und haben, wie es scheint, nicht einmal

den Wunsch nach Besserung.“ Diese Schilderung paßt nun durchaus nicht mehr auf die Deseler, mit Ausnahme ihrer Kostreiber, wie wir später sehen werden. Rutenberg knüpft aber daran die Bemerkung: „Der Charakter der Esten ist, diesem elenden Zustande entsprechend, jetzt schlaff, weichlich, träge, tückisch⁴⁾. Die Farbe ihrer Kleidung für Männer und Frauen ist von je her wie in ewiger Trauer, die schwarze (vergl. über die Deseler) gewesen, und ist es noch immer. Die Letten, die sich im Widerspruch mit den verdrängten Nachbarn, durchgängig in helle Farben, meist in Weiß kleiden, nennen darum die Esten Melleswarke, Schwarzröcke, und das Land Estland Igaunsemme, das Land der Vertriebenen.“ Er vergleicht damit die Letten: „Die heitrere, frischere Stimmung der Letten liegt vorzugsweise gewiß in ihrer Naturanlage, in welcher die Liebe zu Musik und Gesang, die Freude an Festen und Schaukeln noch unmittelbar an den slavischen Einfluß erinnert. Außerdem mag sie aber auch in der durch Boden und Klima begünstigtern Lage und in einer für die spätern Jahrhunderte etwas bessern Behandlung durch ihre Herren einen weitem Grund haben. Den ganzen Tag ertönt das fröhliche Lied der Mädchen in freier Luft bei der Arbeit, und alles eilt rasch seinem Ziele zu, arbeitet mit Kraft und Geschicklichkeit, während der Este wo möglich die Hälfte des Tages verschläft.“

Die älteste Religion der Esten war der Feuertienst mit Anbetung der leuchtenden Himmelskörper (Lindas und Salmes Freier in der schönen Sage waren Sonne, Mond und Sterne⁵⁾. Der alte Feuertienst vermischte

4) Die Отечественныя записки äußern sich hierüber Octoberheft 1860 p. 60: Это объясняется крайнимъ невежествомъ Бухонцевъ и рѣзкою противнотложностью ихъ природныхъ недостатковъ съ достоинствами просвѣщенныхъ помѣщиковъ тамошняго края. Известно что Германская раса прежде всего любить точность и акуратность

5)

„Birrhuhns junge Tochter tragend
Schwang die Schaukel sich im Schwunge,
Flog mit Lust hoch in die Lüfte.
Laut erklang das Lied der Linde;
Also sang des Hauses Hühndchen:
Biedre Schaukler, brave Brüder,
Laßt die Schaukel schneller schwingen!
O wie herrlich! hoch von oben
Schau' ich schaukelnd auf die Erde.
Laßt mich fliegen in die Lüfte,
So daß ich der Sonn' erscheine,
Mich die Meereswellen sehen,
Wolken küssen meinen Kopfschmuck,
Flatterbänder aufwärts fliegen,
Daß mein Kleid dem Käuzlefönig,
Sein Besatz dem Donnergotte
Und den Sternen sichtbar werde.

sich aber bei den Esten mit einzelnen Theilen der Odinslehre (das Heiligthum Romowe und der Oberpriester Krive)⁶⁾, so daß man im spätern Estland Anklänge an den skandinavischen Thor wiederfindet. Die letzten Spuren des Feuerdienstes erkennen wir noch in den Johannisfeuern. Mit diesem Feuerdienst, der übrigens bei allen baltischen Völkern vorkam, hängt auch die Verbrennung der Todten bei den alten Esten zusammen. Wulffstan berichtet: „Es ist unter den Esten Sitte, daß wenn einer stirbt, er drinnen unverbrannt liegt bei seinen Magen und Freunden einen Monat, zuweilen auch zwei; die Könige und andre hohe Herren um so viel länger, als ihre Reichthümer größer sind, zuweilen ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt liegen, und alle die Weile, daß sie drinnen liegen, soll da Trinken und Spiel sein, bis auf den Tag, da sie solche verbrennen. Hierauf denselben Tag, da sie ihn zum Scheiterhaufen bringen wollen, da theilen sie seine Habseligkeiten, was dann nach dem Trinken und Spielen noch übrig ist, in fünf oder sechs, zuweilen auch noch in mehre Theile, je nachdem viel vorhanden ist. Hierauf legen sie solche vertheilt aus, mindestens auf eine Weile, das größte am weitesten vom Hofe, dann das andere, dann das dritte, bis es alles auf den Raum einer Meile ausgelegt ist, und das kleinste muß am nächsten beim Hofe sein, wo der todte Mann liegt. Hierauf versammeln sich alle Männer, so die raschesten Pferde im Lande haben, in fünf oder sechs Meilen Entfernung von den Habseligkeiten. Nun reiten sie darum um die Wette; und nun kommt der Mann, der das rascheste Pferd hat, zu dem ersten und größten Antheil, und so einer nach dem andern, bis es alles gewonnen ist, und so erhält dadurch den geringsten Theil, der am nächsten vom Hofe nach der Habe reitet. Und hernach reitet jeder seines Weges mit dem Gute und darf Alles behalten; darum sind auch rasche Pferde dort ungesüße theuer. Und wenn der Nachlaß so ganz zerstreut ist, so trägt man ihn heraus und verbrennt ihn mit seinen Waffen und Kleidern. Und es ist bei den Esten Sitte, daß die Gebeine eines todten Mannes, von welchem Volk er auch sei, verbrannt werden müssen, und wenn einer da ein unverbranntes Gebein findet, so soll man es mit großem Opfer sühnen (dieses Leichenverbrennen findet sich bei den Esten mit geringen Veränderungen noch

Dann versammeln sich die Freier,
 Werben um mich Mond und Sonne
 Sammt dem schönen Sternenknaßen,
 Kommt selbst Kalew kühn im Kampfe.“

⁶⁾ Das eigentlich lithauische Krive-System scheint auch seine Macht über dem jetzigen Estland ausgedehnt zu haben, wenigstens geht aus Sagen hervor, daß daselbst eine Priesterherrschaft bestanden hat. So erzählte ein alter Mann aus dem Kirchspiel St. Michaelis, wie er in seiner Jugend den Großvater vor einem Steine kniend und betend getroffen habe, und dieser ihn bedroht, seinen Götzendienst nicht weiter zu erzählen, mit dem Zusatz: „denn wisse, daß wir aus dem heiligen Geschlechte der Priester stammen.“

im zwölften Jahrhundert). Da ist auch bei den Esten eine Kunst, daß sie verstehen Kälte zu bewirken, und darum liegen die Todten so lange und faulen nicht, weil sie solche Kälte an ihnen bewirken. Und mag man auch zwei Gefäße voll von Wasser oder Bier hinsetzen, vermögen sie das eine überfrieren zu lassen, sei es nun Sommer oder Winter.“ (Eiskeller der Esten, die noch jetzt bei den Wohlhabenden häufig angetroffen werden.) Die Asche der Todten wurde in Urnen aus Lehm aufbewahrt, in einen Erdhügel gesetzt, und mit einem großen Stein verschlossen. Kruse hat solche alte Gräber namentlich in Ushereden untersucht. Das Erstickten Schwerkranker mit Kissen, namentlich der alten, greisen Eltern durch ihre eigenen Kinder, was auch bei den Herulern nach Procop vorkommen soll, wird gleichfalls als eine alte estnische Sitte bezeichnet, und darauf mag der Vers Bezug haben: Mis nüüd wigga, nüüd noor piddi; kui wannaks saas, kus siib saab? (Etwas übersetzt = Nichts fehlt uns jetzt, denn wir sind jung! Doch werden wir alt, wie wird's zuletzt?) Wir müssen es aber als durchaus übertrieben bezeichnen, wenn Kruse meint, diese Sitte noch selbst angetroffen zu haben.

Der Name „Este“ ist also durchaus ein fremder, von fremden Nationen dem Volke gegebener, indem dieses Volk, im Gegensatz zu den Eigennamen andrer Völker, zur Bezeichnung seiner selbst kein eigenes Wort hat.

Der Este nennt sich maa mus (= Landmann), im Plural maarahwas (= Landvolk), das Land, das er jetzt bewohnt, meie maa (= unser Land). Seine Sagen und Mythen (gesammelt von G. Ruzwurm in: 1) Sagen aus Hapsal und der Umgegend, Reval 1856; 2) Nordische Sagen, Leipzig 1842; 3) Sagen aus Hapsal, der Wieß, Desel und Runö; — Kreuzwald's Kalewipoeg; — Luce in verschiedenen Abhandlungen u. A.) spielen nur in den Ostseeprovinzen; seine Riesen und Helden lebten nur daselbst, so Kalew und sein Sohn in Desel, um Reval und Dorpat, in Dagden; Gebrüder Töllo in Desel; Pil in Desel; die Riesen unter den schwedisch klingenden Namen Leigre und Reider in Dagden; der germanisch benannte Held Starkadder soll in Thrunoe, Runö, geboren sein. Und zwar stammen Sagen und Heroen aus der Zeit, wo die Esten zum jüngsten Mal mit fremden Völkern in feindliche Berührung kommen, wie mit den Scandinaviern, deutschen Germanen und Slaven, von denen sie bald darauf für immer unterworfen wurden. In keiner einzigen Mythe ist einer frühern Zeit Erwähnung gethan, und nirgends kommt darüber etwas vor, daß die Wiege des Volkes eine andere als das Ostseegeßade gewesen sein könne. Außerdem lebt in den Sagen ein Geist, ein Feuer, eine Poesie, mit denen der gegenwärtige Volkscharakter der Esten wenig Gemeinsames mehr hat, vielmehr wird man bei ihrer Lesung und Vergleichung mit dem Volke selbst unwillkürlich zu dem Gedanken an fremde, nicht=estnische Einflüsse gedrängt. Oder

sollte es möglich sein, daß sich ein Volk so umgestalten kann? Bewiesen ist mit diesen Muthungen nichts! Sehr interessant in dieser Beziehung sind die Verhandlungen der Dorpater gelehrten estnischen Gesellschaft, (Band 4, Heft 4, 1859, pag. 357), die auf einen möglichen Einfluß der Старовѣрцы vom Вѣспус bei Entstehung der Kalewipoeg Sage hinweisen, indem der dreizehnte Gesang desselben lebhaft an den свальный грѣхъ (= Vergehen gegen das achte Gebot) dieser Sekte erinnern soll. Ruswurm meint, Töll sei mit dem germanischen Tell verwandt. Auch kommt nach Inland 1856, Nr. 35 und 39, in einer estnischen Sage eine Art Tell-Schuß vor. Die estnische Sage von den Hünen (hiningar), die acht Ellen lang, mit schrecklichen Gesichtszügen, langen, gebogenen Nasen und einem einzigen Auge vor der Stirn geschildert werden, und in Berghöhlen, unter der Erde leben, sich in Thierfelle kleiden, mit Keulen bewaffnen und Menschenopfer verzehren sollen, erinnert an die Cyclopen Siciliens, wie denn der estnisch costümirte „Issiteggi“ geradezu an Polyphem und Ulysses. Nämlich zum zinngießenden Riegenkerl von Dago-Großenhof, ob seiner wahrscheinlich nicht unbedeutenden Diebereien, kam der Teufel eines Abends vor den brennenden Riegenofen und fragte ihn: „Was machst Du da, Mann?“ Der Riegenkerl grüßte ihn und sprach: „Ich gieße Augen.“ Der Teufel sah die glänzenden und blinkenden Zinnknöpfe an und fragte: „Kannst Du mir nicht auch neue Augen gießen? Meine alten Augen sind schon so schwach, daß ich damit nicht mehr über drei Königreiche weg blicken kann, während ich sonst über neun Welten sehen konnte.“ — „Warum nicht, erwiederte der Mann, komm nur morgen Abend wieder; jetzt eben habe ich nicht genug von dem Augenwasser bei der Hand.“ — Der Teufel ging und versprach wiederzukommen. Als nun der Teufel am andern Abend erschien, fragte ihn der Riegenkerl, ob er große oder kleine Augen haben wolle. „Natürlich recht große,“ war die Antwort, „um so besser werde ich dann sehen können.“ Der Riegenkerl legte daher ein Pfund Zinn in die große Kelle, die ihm als Schmelzriegel diente. Dann wandte er sich zum Teufel und sprach: „Wenn Dir Augen gegossen werden sollen, so muß Du die Augen öffnen, aber ganz stille halten. Daher ist es nothwendig, daß ich Dich an einen Balken festbinde, damit Du nicht zuckst.“ Der Teufel ließ es sich gefallen und wurde mit starken Stricken an einen Balken fest angebunden. Unterdeß fragte er den Riegenkerl, wie er heiße: „Ist (d. i. Selber) heiße ich!“ war die Antwort, mit der der Teufel zufrieden war. Nachdem das Zinn sich aufgelöst hatte, rief der Riegenkerl dem Teufel zu: „Halt nun stille, und mach die Augen weit auf, denn nun werde ich gießen.“ Der Teufel riß die Augen so weit auf als möglich, um neue, recht große Augen zu bekommen, und der Riegenkerl goß ihm das glühende Metall schnell erst in das eine Auge, dann in das andere. Vor Schmerz brüllte der Teufel

laut, sprang mit dem Balken auf, und wollte den betrügerischen Augengießer packen, um ihm den Hals umzudrehen. Dieser aber wich dem blinden Feind geschickt aus, und so lief denn der Teufel mit dem Balken auf dem Rücken fort. Sein gräßliches Geheul lockte die andern Teufel herbei, und mitleidig fragten sie ihn: „Was schreiest Du so? Wer hat Dir etwas gethan?“ „Issi teggi!“ (heißt soviel als: ich habe es selbst gethan!) schrie der Teufel wiederholt in wüthendem Schmerze. Da lachten sie und sagten: „Hast Du es selber gethan, so trage den Schaden selber!“ — So ist es in den estnischen Teufels-Sagen nichts Ungewöhnliches, daß der Böse hinter's Licht geführt wird. Er findet sich aber trotzdem als unzertrennlicher Begleiter des Esten immer wieder ein, denn bei jeder Arbeit, bei jedem Handel, bei jedem Schnaps im Krüge u., überall wird er mit dem beliebten Wort „Kurad“ (= Teufel) angerufen; so setzte sich der Teufel einmal mit seinem Sohne Thomas in unsichtbarer Gestalt auf den Wagen eines Bauern. Da das Pferd den schwerer gewordenen Wagen nicht gut ziehen konnte, peitschte es der Bauer und rief einmal über das andere: „Teufel (Kurad)!“ Thomas stieß seinen Vater an und sagte: „Hör', er ruft Dich!“ Der Bauer, der eine Stimme hörte, aber nicht verstand und Niemanden sah, fragte: „Was Teufel redest Du? (mis kurad sa rägid?)“ „Siehst Du, sagte Thomas, er hat Dich erkannt!“ Darum konnte der Teufel wohl sagen zum Skrat: „Unser Name ist das tägliche Zubrot des Bauern, womit er sich sein mager Kost würzt.“ (Rufwurms Sagen 138 und 145.) Dieser häufige Umgang mit dem Bösen erzeugt auch böse Saat in der Brust des Bauern und der schreckliche Fluch Tölls: „Kurt, hoor ja wargus ei pea ilmas rahwa sees ärra kadduma“, d. h. „von nun an soll nie und nimmer im Volke schwinden Taubheit, Unzucht und Dieberei,“ ist leider beim Esten in Fleisch und Blut übergegangen. Von der auffälligen Taubheit, auch der physischen, des Esten, kann man die merkwürdigsten Beispiele erzählen. So wurde einem Weibe über Nacht eine Geldsumme aus ihrem Schrank gestohlen, unter den sonderbarsten Indicien. Der kleine Geldschrank befand sich nämlich über dem Kopfende des Bettes an der Wand aufgehangen, wie häufig bei den Esten. Das Bett selbst aber stat in einem dunkeln Winkel des Hauses zwischen dem großen Ofen und einer Wand, und zwar war dasselbe so enge eingeschoben, daß zu beiden Seiten desselben kein Durchgang mehr stattfand, sondern das Bett enge an die beiden begränzenden Wände sich angeschlossen, bloß von der vierten Seite, dem Fußende, den freien Zugang lassend. Nun hatte der Dieb, wie sich's später herausstellte, zuvörderst den Schlüssel zum Schrank lange suchen müssen, in dem er das Geld wußte. Er hatte Kisten und Kasten geöffnet und zuletzt die Thür einer Kammer mit Gewalt erbrechen müssen, wobei er schon gefürchtet, vom allzulauten Geräusch die drei Schläfer des Hauses zu erwecken. Endlich im Besitz des Schüssels habe er den=

selben am Schrankschloß versucht, und sei zu dem Ende über die Schläferin im Bette weggekrochen, weil ihm kein anderer Zugang geblieben. Darauf habe er aber mit einem brennenden Rienspan sich leuchten müssen, denn in der völligen Finsterniß habe er das Schlüßelloch nicht treffen können. Zuletzt aber sei der Schlüssel doch nicht der rechte gewesen, und er habe die Thür des Geldschrankes mit Gewalt geöffnet und das Geld herausgenommen, ohne daß das Weib im Bette oder ihr Mann auf dem Ofen, oder die Magd in der Stube Etwas davon vernommen.

So werden den Leuten während der Heuernte, wo sie die Nächte in einer Waldscheune zubringen, die Brotsäcke, ja oft große Kasten aus ihrer unmittelbaren Nähe, ja fast unterm Kopf weggestohlen, ohne daß die Schläfer es merken, und bei den estnischen Wärterinnen und Ammen kommt es nicht selten vor, daß sie statt des Kindes ein Kissen in den Armen wiegen, während das Kind in der Wiege schreit. Man trifft daher bei estnischen Diensthoten häufig die Entschuldigung, sie hätten vom Auftrage nichts gehört, wenn sie etwas verabsäumt, wobei es freilich dahingestellt bleiben muß, welchen Antheil daran das Gehörorgan hat. Ueberhaupt scheint diese „Taubheit“ zumeist wenigstens in einer grenzenlosen Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit, Fahrlässigkeit und Trägheit begründet zu sein. So band ein Mann in der Sage die Holzsäune, statt mit starken Weidenruthen, nur mit Strohhalmen zusammen (Rufswurm, 163), denn er meinte, da er doch im Herbst sterben müsse, so sei es nicht der Mühe werth, stärkere Bände anzuwenden.

Ueber das zweite Fluchwort Töll's können wir rascher hinwegkommen, indem die Esten vor andern Nationen hierin nicht gerade eine Ausnahme bilden (vergl. Luce in versch. Abhandlungen, besonders seine „Lappalien“). Die prostituirte Scortum schwindet zwar immer mehr unterm Volk, dagegen muß man aber, wenn man die Kirchenbücher nachschlägt, leider gestehen, daß die Estin unterm kirchlichen Trauschleier nur seltenen Falls zum ersten Male vor Hymens Altar tritt. Die consuetudo der estnischen Brautleute ist nachzulesen in Luce's „Wahrheit und Muthmaßung aus der ältesten Geschichte Desels 7.“ Eine erfreuliche

7) Das estnische Weib war im Alterthum, wie bei vielen andern rohen Nationen, die Sclavin des Mannes, ja derselbe hatte auch wohl, je nach Rang und Vermögen, mehrere Weiber zugleich. Das Weib wurde geraubt, mit bewaffneter Hand dem Manne von seinen Freunden zugeführt, wovon noch die gegenwärtig üblichen Hochzeitsceremonien herrühren, die bewaffneten Schaffner, das Versperren der Pforte u., was Luce im obgenannten Werke näher beschreibt; auch verdient Autenberg in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen darüber nachgesehen zu werden. Den Ursprung des Weiberraubes erklärt eine tscheremissische Mythe der Art: das Gott-Fräulein hütete viele, viele Tage das Vieh, wanderte hin und wanderte her, fand aber keinen Bräutigam. Einstens jedoch zur Erde niedersteigend, sah sie einen blühenden Jüngling, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und warf ihm ihr Tuch zu (estnische Volksfite noch heute). Bei dieser Gelegenheit gab sie dem

Erscheinung ist's aber, daß ansteckende Krankheiten, wie das Noli me tangere, wohl nur sehr selten noch getroffen werden. (Die aus Desel allsommerlich schaarenweise auswandernden Arbeiter haben sich freilich wiederum solche Seuchen als Segensfrüchte der „freien Bewegung“ heim gebracht!) Das Seltenwerden dieser Seuchen beweist gewiß die Wirksamkeit unserer hygeistischen Anstalten, es weist aber auch auf eine Hebung des Volkes selbst unleugbar hin.

Wir kommen zum dritten Fluchwort Löll's. Vergehungen gegen das siebente Gebot sind in den Augen des Eften bis jetzt noch keine Vergehungen. Strafbar nach seiner Rechtsvorstellung ist allein der große Diebstahl, insoweit als dem passiven Theil sein geraubtes Gut wo möglich wiedererstattet werden muß. Die moralische Seite des Diebstahls kennt der Efte nicht, darum betrachtet er kleine Entwendungen von einem philosophischen Standpunkte aus als Gymnastik der List und Schlaubeit, indem er sich mit dem „heute Du mir, morgen ich Dir“ tröstet. Das alte räuberische Eftenblut, namentlich wo dasselbe durch besondere Gewohnheitsrechte, wie unser noch heutiges positives „Strandrecht“, ununterbrochene Nahrung erhält, wallt noch so mächtig in den Adern des Bauern, daß es unter ihm factisch noch viele Personen giebt, die kein fremdes Haus verlassen können, ohne wenigstens eine „Kleinigkeit“ zur Befriedigung der innern Aufregung aus demselben mitzunehmen. Der Efte hat dafür einen besondern Terminus technicus, das milde Verbum „noppiminne“ (= pflücken), im Gegensatz zum sträflichen „wargus“ (= Diebstahl). Zu dem Noppiminne rechnet aber auch der Riegenkerl seinen außeretatmäßigen Gewinn beim Drusch des Getreides, die Viehmagd ihre Molkerei=Spesen u. a. m.

Die Weiber nähern sich zu dem Behufe am Saum die Röcke zusammen, und füllen während der Nachtriegen den Zwischenraum mit Getreide an. Das Diebsgut verkaufen sie dann für den halben Preis am nächsten Ort. So erzählte ein Gordon=Soldat seinem Officier, daß er den Jahresbedarf seiner Familie an Getreide für einen sehr billigen Preis regelmäßig von den Riegenleuten des nahen Gutes beziehe (vergl. Ruchwurm's Sage 179). Die nette Sage von der gefangenen Kaze verdient hier mitgetheilt zu werden: „In einem Gefünde wurde allnächtlich den Kühen die Milch ausgefogen. Der Wirth wollte dem Unfug nachspüren und begab sich daher eines Abends mit der Blendlaterne in den Stall. Bald hörte er etwas saugen, schlich sich näher, leuchtete plöglich, und sah eine dicke, große, schwarze Kaze, die eilig entfliehen wollte, aber von ihm erhascht wurde. Da sie keinen Laut von sich gab, erkannte er sie gleich als etwas Teufliches, trug sie nach Hause und hängte sie vor dem offenen

Bräutigam folgende Lehre: „Siehst Du, mein Vater ist Gott, er wird mich Dir nicht zur Frau geben, werb Du Gefährten und führe mich fort.“

Backofen auf, so daß ihr das Haar abgefengt wurde. In voller Angst kam der Nachbar gelaufen, und bat um's Himmelswillen, die Kage loszulassen, da seine Frau schon halb gebraten sei."

Der Erste brandmarkt oft selbst seine nationale Trägheit mit witzigen Glossen, aber sein „laisk koer“ (= fauler Hund) ist doch eigentlich eine Schmeichelei, womit er die „Behäbigkeit“, das „Genughaben“ und „Sichnichtanzustrengenbrauchen“ bezeichnet. Denn auf allen niedern Culturstufen gilt die Arbeit über die nackte Nothdurft des Lebens hinaus nur für *schimpflich*, die Trägheit für den größten *Genuß*. Daß aus der Trägheit manche Uebel erwachsen, scheint der Erste wohl zu erkennen, ohne zu dieser Erkenntniß die Nutzenanwendung zu machen. So giebt uns die 197. Sage (Rufswurm) die Unsauberkeit und das mit derselben verbundene Ungeziefer als durch die Trägheit des Menschen entstanden an: „Als nämlich der Herr Christus noch auf Erden wandelte, traf er einen Mann am Wege liegend, den er nach der Richtung des Weges fragte. Statt aufzustehn, zeigte dieser nur mit dem Fuße die Himmelsgegend an. Der Herr warf eine Handvoll Sand auf ihn, und die Sandkörner verwandelten sich in Flöhe und Läuse, zur Strafe für seine Faulheit. Seitdem leiden die Menschen von dem Ungeziefer, vornehmlich die Faulen.“

Der *Православный собеседникъ* schildert die Tscheremissen folgendermaßen: „Die Liebe zum frühern Nomadenleben ist ersichtlich aus dem Betriebe der Viehzucht. Darin concentrirt der Tscheremissen die Idee seiner Gottheit und das Ideal seines Lebens. Sage von der Gott=Jungfrau, die Altvaters Heerden weidet, seine Felder pflügt und sich in den Mondesohn verliebt (analog dem Estnischen). — Der höchste Gott Suma (Jummala). Der absolute Tscheremissen=Gott, ein Wald= und Hirten=Geist, wie das Hirtenvolk selbst sich in die Wälder zurückzieht, ist Watüsch (Wannemune der Esten). Das Beugen der Bäume vor ihm (estn.).“ Weiter heißt es: „Die Tscheremissen strebten von je her nur nach Willensfreiheit und Ungebundenheit des Lebens. Jede staatliche Ordnung, mochte solche noch so ersprießlich sein, war ihnen verhaßt. Das social=staatliche russische Element paßte nicht zu ihrem Wesen. Sie beanspruchen ein Leben fern von jeder Autorität, ohne jegliche Controle. So zogen denn die Tscheremissen immer weiter und weiter in die Tiefe der Wälder hinein. Seit dreihundert Jahren russische Unterthanen, und seit einem Jahrhundert Christen, ist aber dennoch die christliche Religion nicht im Stande gewesen, die traditionellen Religionsvorstellungen in ihnen gänzlich zu unterdrücken, wenn sie auch ex officio das religiöse Ceremoniell beobachten.“ Die Charakteristik paßt genau auch auf unsere Esten, nur daß sie nicht so sich selbst überlassen waren, als die Tscheremissen, und demnach als bereits seßhafte Ackerbauer ihre Wohnsitze bisher nicht so wechseln konnten.

Was nun die öfelschen Esten anlangt, so möchten wir behaupten, daß diese nicht mehr reine Nationale sind, sondern vielmehr ein Mischvolf mit vorwiegend estnischem Grundelement. Heinrichs des Letten Origines Livoniae und andre Quellen unserer ältesten Provinzial-Geschichte schildern klar und deutlich, wie öfelsche Piraten ein Schrecken der Bewohner der Ost- und Nordseeküsten waren, oft ganze Dörfer und Städte verwüsteten und Schiffe caperten, die mobile Habe aber als Beute mitnahmen und die weibliche Bevölkerung in die Sklaverei schleppten. Sodann finden wir keinen unbedeutenden Einfluß der Schweden auf die Deseler. Diese hatten Colonien in Desel und an den Küsten der Wick. Noch jetzt sind die Inseln Runö und Worms ausschließlich von Schweden bewohnt und viele Orte im eigentlichen Estenlande tragen noch schwedische Namen, so die Güter Gothland und Korsikulla (übersezt = Schweden = Dorf) in Desel u. a. (vergl. Gibosolke Ruffwurms, oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf Runö). Im Gegensatz zu den schwarzbäckigen festländischen Esten kleiden sich die Schworbianer (von der Halbinsel Schworbe bei Desel), die Musteljaner (aus dem Deselschen Kirchspiel Mustel) und Monjaner (von der Insel Moon) nur in helle Farben. Einen Uebergang von dieser hellen Kleidung in die gewöhnliche braune (nie ganz schwarze wie beim Festländer) des Esten der übrigen Kirchspiele Desels finden wir in den Kirchspielen Kielkon (die alte Tracht) und Pyhe. In einigen Stücken der Frauentracht wird diese Annahme modificirt, so heißt das Kirchspiel Wolde Walljalla kirrikond, eigentlich walge jalla k. von walge jalg, der weiße, weiß bestrumpfte Fuß; jedoch auch die peudeschen Weiber tragen weiße Strümpfe u. s. w. Ueberhaupt zeichnen sich die Nationaltrachten der zwölf öfelschen Kirchspiele, deren jedes seine eigene, scharf unterschiedliche besitzt, vor den Trachten der Festländer durch ihre Buntheit, grellen Farben und größern Putz sehr vortheilhaft aus, und erinnern lebhaft an die Bewohner Scandinaviens. Ja in einem, dem Verfasser im Auslande zu Gesicht gekommenen großen Bilderwerke über die verschiedenen norwegischen Nationaltrachten in Farbendruck, dessen Titel ihm leider entfallen, hat er in der Frauentracht eines Bergthals oberhalb Bergen die mustelsche hell-bunte Weiberkleidung Stück für Stück wiedererkannt. Die Weiber in Schworbe tragen unter dem kurzen hellen, also nach unserer Annahme scandinavischen Wams noch den schwarzen gelbgekanteten estnischen Rock. Silberne und bronzene runde Brustnadeln, Breeßen *) genannt, die oft

*) Diese Brustnadeln, oder eigentlich Brust-Schnallen der estnischen Weiber und Mädchen, womit sie das Hemd vorn zusammenhalten, scheinen aus einer ähnlichen Schmuck-Verzierung der alten Tschudischen Völker hervorgegangen zu sein, wie man sie noch neuerdings in den Skythengräbern (vergl. Anmerk. 3) gefunden, als viereckige oder runde ausgeschnittene Goldverzierungen, wie sie auch nach

einen Durchmesser von zwei Zoll haben (wie der Verfasser auf der Insel Keinaft im kleinen Sunde traf), Ringe und andere Verzierungen, wie man sie bei den Scandinaviern, in den Varäjer-Gräbern, bei den Ruffen und Letten (wie Kruse sagt) findet, stehen in Desel noch in allgemeinem Gebrauch.

Vergleichen wir den Binnenesten mit dem Insulaner und Küstenbewohner, so finden wir im ganzen Körpertypus, im Gesichtsausdruck überraschende Verschiedenheiten. Der Binneneste ist klein von Wuchs, hager, mit dem streng = stupiden frohn = bäuerlichen Gesichtsausdruck, der Küstenbewohner dagegen groß, starkknochig, dabei untersezt, vollwangig, verräth er in freiem, feinem Blick, in Geberden und Bewegung noch immer das alte Piratenfeuer. Ja in einigen Gegenden Desels, wie im äußersten Schworbe, in Kielkon und auf der Insel Keinaft sollte man aus dem auffälligen Schädelbau wohl noch den frühern normännischen Einfluß herauslesen. Nach Luce in Kogebues Blättern für Geist und Herz, 1786 II. pag. 215, kommen in Desel noch sieben Fuß lange Leute vor, und aus frühern Generationen sind noch viele von außerordentlicher Größe im Andenken. Als das Weinhaus bei der Kirche von Kielkon aufgenommen wurde, fand man die meisten Knochen fast durchgängig dicker und länger als bei jetzt lebenden Menschen, deren Länge zwischen fünf und sechs Fuß fällt, zu sein pflegen, ja sogar einige Knochen, die einem Manne von sechs Fuß von der Ferse bis beinahe an die Hüften reichten. Kruse schreibt vom öfelschen Esten: „Ihr Kampf mit dem Meer und Felsboden der Insel, dem sie noch ihre Nahrung abgewinnen müssen, macht sie rühriger und fleißiger (?) als ihre Brüder auf dem Festlande, und die Strandungen der Handelschiffe, mit denen jährlich ihre Küste „gesegnet“ wird, macht sie mit den Bedürfnissen des Auslandes bekannter. Daher haben sie auch mehr Geschmac als die Esten des Festlandes, bauen bessere Häuser und umgeben diese mit Gärten, in denen sie auch Früchte, Gemüse und Blumen (?) ziehen.“

Gehen wir nun zur Schilderung des bäuerlichen Lebens des Esten über, so muß allerdings voraus bemerkt werden, wie die hier aufgeführten Bilder vornehmlich aus Desel kommen.

den Darstellungen der Skythentracht damals an den Gewändern befestigt wurden. Diese Breesen werden stets in der Mehrtheit, oft 3 bis 8, nach der Größe zierlich geordnet, über dem Brustlag getragen. In einigen Gegenden kommen noch dazu die sog. Henkelrubel, gewöhnlich Katharina = Rubel mit von den Leuten selbst angelötheten kleinen Henkeln, womit der Schmuck als eine Art Brosche am Kleide befestigt ist. Diese Verzierungen, sowie die große Vorliebe des Esten zu einer übergroßen Menge von Metallknöpfen, die man in der alten Nationaltracht in dichtgedrängten Reihen, weit über die Nothwendigkeit des Gebrauchs antrifft — das Alles erinnert an jenen National = Schmuck der alten Skythen.

Die ländliche Bevölkerung ist getheilt in die eigentlichen Bauern, die Inhaber der Geseude, in die Kostreiber, Häusler mit kleinen Acker- und Garten-Plätzen, oder auch ganz ohne Bodenareal, und endlich in die gänzlich Besitzlosen, dienende Knechte, Proletarier zc.

Das Geseude, oder richtiger, die dieses gewisse, abgegrenzte Stück Land bearbeitende und sich davon nährenden Anzahl Menschen bestand früher aus mehreren Familien, die freilich unter einem Dache zusammenwohnten, und unter denen gewöhnlich der an Kindern gesegnetste Familienvater (wie noch gegenwärtig unter der ländlichen Bevölkerung eine zahlreiche Familie dem Vater derselben eine hervorragende Stellung anweist, was auch nationalökonomisch gerechtfertigt ist) den Titel eines Wirthes, d. h. Vorsteher der Wirthschaft führte. Doch nahm gewöhnlich die perrennaene (= Wirthin), oft nicht einmal das Weib des Wirthes, sondern immer die älteste Frau im Geseude, eine weit wichtigere Stellung ein. Sie war das eigentliche, anerkannte und hochgeachtete Oberhaupt des Ganzen und hielt die Fäden der Wirthschaft und Leitung der Angelegenheiten in fester Hand. Von ihr hing Alles ab, ohne ihre Anweisung wurde nichts vorgenommen. War die perrennaene für Etwas gewonnen, so konnte man seiner Sache gewiß sein. Diese merkwürdige Erscheinung der Bevorzugung des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen findet auf national-ökonomischem Wege ihre Erklärung. In jenen Zeiten, wo die Kost und die Kleidung den einzigen Lohn für die Arbeit ausmachten, mußte nothwendig diejenige Person in einem Hause die wichtigste Rolle spielen, die diese Sachen in Händen und zu besorgen hatte, demnach auch die Mittel zu Lohn und Strafe: während der Wirth nur die Zahlungen und öffentlichen Leistungen des Bauerngutes ausführte, und seinen kleinen Staat auch sonst nach außen, keineswegs aber als souveräner Patriarch, sondern als dienender Consul der souveränen Bürger vertrat. Er sah das Land noch nicht als sein Eigenthum an, wie jetzt, und seine Mitarbeiter waren damals keineswegs ihm untergebene Knechte, die von ihm den Lohn empfangen; daher denn die leichte Zutheilung von Acker- und Weideplätzen an abgetheilte Kostreiber.

Die Kinderjahre des Esten sind beklagenswerth. Das Esten-Kind wächst in ärgern Verhältnissen auf als die jungen Thiere des Waldes. Diese finden in ihrem Instinkte wenigstens den Schutz der Reinlichkeit, das Menschenkind aber, dem dieser Instinkt fehlt, und das sich der erforderlichen Pflege der Mutterhand nicht erfreuen kann, ist noch übler daran. Daher findet man selten gesunde Kinder in den Dörfern, ja oft ist diese falsche Behandlung, oder vielmehr völlige Behandlungslosigkeit der Kinder die Ursache ihrer spätern Verkrüppelung oder Geistesverworenheit. Die sogenannte leichte Geistesführung ist eine häufig vorkommende Erscheinung unter dem Landvolke. Viele Kinder nämlich, die früh verwaisen, und von Geschwistern oder Anverwandten vernachlässigt wurden, gewöh-

nen sich z. B. nie an die unumgänglichste Körperreinigung und Sauberkeit, und arten bald, mit ekelhaften Ausschlägen behaftet, in einen Zustand aus, der ihnen jedes ordentliche Haus versperren muß. Dazu kommt dann natürlicher Starrsinn, der nie gebrochen, auch in spätern Jahren jede Beschäftigung flieht, und der sogenannte Schwachsinrige ist fertig, obgleich wir aus Erfahrung der festen Ueberzeugung leben, daß die meisten dieser Unglücklichen auch durch spätere Anwendung einer verabsäumten, strengen Erziehungsmethode völlig geheilt werden könnten. Der Bauer nennt diesen Blödsinnigen „lol“ (= dumm) im Gegensatz zur wirklichen Tollheit, die er mit „hull“ (= toll) bezeichnet. Diese Geisteskranken sind keineswegs den Gebirg=Cretins zu vergleichen. Als gesunde Kinder geboren, zeigen sie auch später normale Schädelbildung, sprechen verständlich, und verrathen ihr Delirium mehr oder weniger eigentlich nur durch eine grenzenlose Trägheit, hartnäckiges Nichtsthun, Gedankenlosigkeit u. Den Sommer fliehen sie in die Wälder, sich nährend von Beeren und Almosen, zum Winter kehren sie in die Wohnungen der Anverwandten zurück und verkriechen sich dort in einem Winkel, ohne alle Ansprüche, einzig begehrend Speise und Trank. Die Dorpater Untersuchungen haben zwar dargethan, wie der Rauch in unsern Bauernwohnungen mit eine Ursache der häufigen Augenentzündungen unter der ländlichen Bevölkerung sei, allein bei Abschaffung der Rauchherde und allgemeinen Einführung von Schornsteinen wäre immer noch sehr zu erwägen, welche wichtige Rolle der Rauch als Luftreinigungs-, besser gesagt, als Luft, Menschen, Kleider und anderes Geräthe der Bauernstube durchräucherndes Mittel spielt, was der Zugofen für eine solche Atmosphäre⁹⁾, die man oft, wie

⁹⁾ Der Körper des in freier Luft stark arbeitenden und dazu schwerer Kost in großer Portion bedürftigen Bauern schwitzt und dünstet stärker aus, als der leichte Körper in den gebildeten Classen. Aus dem Grunde ist auch das Aufgeben der Nationaltracht in gesundheitlicher Beziehung für den Bauern gefährlich, abgesehen davon, daß die unterschiedliche altherwürdige Kleidung für Aufrechthaltung des Standesgefühls, = Bewußtseins, = Ehre u. ein mächtiger Hebel, und dem Bauernstande als solchem mehr als jeder andern Gesellschaftsclasse unentbehrlich ist (vergl. Abschnitt 4). Nur die groben Stoffe, aus denen die Nationaltrachten gefertigt sind, vermögen starke Schweiß, ohne besondere Reinigung durch öftere Waschungen, dem anliegenden Körper unbeschadet, aufzunehmen. Giebt der Bauer dagegen die Nationaltracht auf, deren grobe Stoffe er selbst bereitet, und wählt er eine modernere Kleidung, so muß er sich dazu der allein künstlichen feinern Zeuge bedienen, und paßt er dieser Neuerung eine angemessene diätetische Körperpflege nicht an, so müssen daraus vielerlei Krankheiten entstehen. Wie beim thierischen Körper, exclusive der Mastzustand, ein größeres specifisches Gewicht die normalere Beschaffenheit desselben kennzeichnet, Leichtigkeit aber Schwäche verräth, so stellt auch der bäuerliche Calcül an seinen Knecht die Anforderung eines schweren, gedrungenen Körperbaues, indem es ja auch jetzt noch beim gemeinen landwirthschaftlichen Arbeiter weniger auf geistige Fähigkeiten, als vielmehr auf einen starken, ausdauernden Körper ankommt. Darum meint der Bauer, kes kangest sööb, se ei ja „kergeks“

man sagt, mit Messern schneiden muß, nie in dem Grade wird leisten können, als der Rauch; wie denn auch das Schwein, so unästhetisch es sich auch als Stubenbursche seines Herrn präsentirt, in der Bauernstube eine sehr nützliche schmarozende Rolle spielt. Gewiß ist, daß der Rauchherd und das Schwein so lange unumgängliche Möbeln der Bauernstube bleiben müssen, bis das Volk eine höhere Stufe seiner Entwicklung erreicht haben wird, und mit ihr dann diese Reinigungsapparate von selbst wegfallen werden, bis wohin sie aber gewiß einen nicht mißzuversehenden Schutz gegen viele Krankheiten bilden.

Das Kind muß von dem Moment an, wo es auf seinen Füßen stehen kann, eine angemessene Beschäftigung seiner sich immer mehr entwickelnden kleinen Verstandeskräfte finden, will, so zu sagen, unterhalten sein, wenn es sich normal ausbilden soll. Wird dieses verabsäumt, so verfällt das lebhaftes Temperament, indem es selbst sich eine Unterhaltung zu suchen genöthigt ist, auf allerlei Abwege, in denen dann später üble Gewohnheiten, ja oft Laster wurzeln, und das phlegmatische Kind wird stupid und gegen äußere Einwirkungen abgestumpft, gleichgültig, wie wir's bei den Bauern sehen. Noch im zarten Alter wird das Kind mit der Wartung seiner jüngern Geschwister beauftragt, indem die Eltern und übrigen Erwachsenen oft meilenweit von Haus und Hof entfernt ihrer Beschäftigung nachgehn, und die Kinderschaar, wochenlang sich selbst überlassen, allein zurückbleibt. Zu dieser längern Abwesenheit müssen denn Vater und Mutter die Kleinen durch allerhand Schreckbilder von, für sie Gefahr drohenden, Orten abzuhalten suchen, so vom Herde, damit es ihnen nicht beifalle, Feuer anzumachen, oder man sagt ihnen, im Brunnen stecke ein schrecklicher tont (= Gespenst). Das Kind schaut auch hinein, sieht seine eigenen von der Wasserkräuselung entstellten Züge, und flieht voll Angst den niedern Brunnensaum, der sonst sein Grab werden könnte, u. s. w. Diese Ammenmärchen sind aber nichts weniger als gefahrlos für die Entwicklung des Kindes, wenigstens bilden sie die Quelle der Gespenster-

(= wer stark ist, der bleibt nicht leicht im Körper), und die Saksad (= Sachsen = Deutschen = Herrschaften) sind darum öfter krank als der Bauer, weil sie zu wenig und zu leichte Speise genießen, was ihnen einen zu leichten Körper erzeugt. Darum liebt der Bauer vorzüglich die stickstoffreichen Nahrungsmittel. Seine tägliche Speise ist Gerstenbrei, Keswa pudro oder Tangu pudro, salzige Fische, Kartoffeln, saure, gekästete Milch und das schmackhafte aus grobgemahlenem Mehl gebackene saure Roggenbrot, gleich dem westphälischen Pumpernickel. Das sogenannte Wahhelikko-leib oder Pühho-Leib (von Wahhelikud oder Pühud, der Kass, Brieds), mit Kass gemengt, kommt nur noch auf Dagden und vielleicht noch in einigen Gegenden Estlands vor. Das tägliche Getränk des Esten ist Toar, ein halbgegohrener, stark-saurer Aufguß auf Roggenmehl, das Leibgericht des Esten sind paksud kabsad sealihhaga (= dicker Kohl mit Schweinefleisch), oder Schweinefleisch mit den großen Ackerbohnen gekocht (Sau- oder Pferde-Bohnen).

furcht, einer später nicht mehr auszurottenden Zaghaftigkeit und des Aberglaubens. Es sind sogar Beispiele aus gebildeten Ständen bekannt, die die traurigsten Folgen dieser sogenannten Gespensterfurcht constatiren. So befindet sich eine Mutter eines Abends in Gesellschaft. Es kommt sie ein unerklärliches ängstliches Gefühl an; sie hat schon ein Kind verloren, das ganz plötzlich in ihrer Abwesenheit gestorben war. Sie eilt nach Hause, es herrscht in den Zimmern eine Todtenstille. Sie ruft nach der Bedienung, aber niemand ist im Hause anwesend. Sie eilt in das Schlafgemach der Kleinen. Da liegen sie mit weit aufgerissenen Augen und starren unabwiegend nach dem großen Kleiderschrank. Richtig, dort oben sitzt eine bemalte und drastisch costümirte Puppe, das Schreckgespenst, das Todesgift der armen Kleinen, die in Schweiß gebadet, nicht aus diesem Bann sich losmachen können. Nun kannte die Mutter die Todesursache ihres plötzlich verstorbenen Kindes, die Magd hatte es durch die Puppe getödtet, um sich von der Aufsicht der Kleinen für den Abend freizumachen. An die bekannten Kleinkinderbewahranstalten kann natürlich in unsern häuerlichen Verhältnissen nicht gedacht werden, selbst wenn diese Anstalten, was durch schlechte Aufsicht leider selten der Fall ist, von wirklichem Nutzen wären.

Wächst das Bauernkind weiter heran, so bekommt es das Vieh zu hüten in Wald und Flur. Diese Hirtenperiode ist nun die gefahrbringendste für die Entwicklung des Menschen. Die kleinen Lungenkranke plagt bei ihrem Hütergeschäft die größte Langeweile, denn zu hüten ist wenig bei den überall üblichen Zäunen. Langeweile ist aber aller Laster Anfang. Da sitzt die kleine Hirtengesellschaft, Knaben und Mädchen, um ein Feuer gereiht und treibt allerlei Dummheiten. Oder sie schlendern umher und sinnen auf Unfug, schälen den Bäumen die Rinde ab, oder steinigen das Lamm des verhassten Nachbarn, da sie bemerkt haben, wie Vater und Mutter ihm gram sind. Luce sagt in seinen ökonomischen Abhandlungen über die Hüterkinder: sie machen aus Langerweile dem Vieh alles nach, . . . etc., exempla sunt odiosa. Eigentliche Kinderspiele kennen die armen Dinger nicht. Es wäre daher viel gewonnen, wenn man diese Hüterperiode ganz streichen, oder doch verringern könnte, wie im letzten Abschnitt vorgeschlagen wird, indem die Knaben, wenigstens in den gefährlichsten Jahren, durch ihren, auch während des Sommers fortgesetzten Schulbesuch, dem Hütergeschäft entzogen würden, das dadurch etwa den Mädchen und kleinern Burschen allein obläge. Kurz vor ihrer Confirmation wird dann die Jugend, namentlich bei den Sommerarbeiten zur Hilfe der Erwachsenen verwendet, und geht so allmählich zu der gewöhnlichen häuerlichen Beschäftigung über. Bei der Confirmation kommen auffällig kleine Gestalten vor, namentlich unter der männlichen Jugend, die sich gewöhnlich erst später entwickelt und streckt, so daß man die jungen Leute einige Jahre darauf kaum wiederzuerkennen im Stande ist.

Eine wirkliche Liebe wird beim Esten nicht gefunden, er heirathet, gewöhnlich schon in sehr frühem Alter, eben weil andere heirathen, persönliche Zuneigung hat dabei keinen Einfluß.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die begabten Deseler namentlich einer großen Ausbildung fähig sind und bei besserer Behandlung vor dem festländischen Bauern voraus sein könnten, während es jetzt umgekehrt der Fall ist. Besonders in allen mechanischen Arbeiten besitzt der Este eine oft staunenswerthe natürliche Geschicklichkeit. Obgleich auf dem Lande überall Handwerker und verschiedene Meisterleute benützt werden können, so besorgt der ordentliche Wirth doch alle solche Bedürfnisse seines Haushaltes und seiner Wirthschaft bis jetzt noch selbst. Er versorgt während der langen Winterabende die Hausgenossen mit Schuhwerk oder strickt Netze, die Weiber weben und nähen die Kleiderstoffe und die Wäsche selbst, er beschlägt seine Pferde in der eigenen Schmiede, die in keinem öfelschen Gesinde fehlen darf, er baut die Wägen und Geräthe, mahlt das Mehl auf der eigenen Mühle, die gleichfalls selten einem Gesinde fehlt, baut selbst seine Häuser, curirt Menschen und Vieh, ja selbst seine Fahrzeuge, mit denen er noch jetzt jährlich in Stockholm, Finnland und den preussischen Häfen Besuche abstattet, zimmert er aus dem eigenen Holz zusammen.

So erinnert sich Verfasser aus seiner Kindheit, wie ihm ein vierzehnjähriger Bauernknabe des väterlichen Gutes zum Geburtstage eine kleine Mühle brachte, die mit dem vollständigen Gewerk, Mahlsteinen, Beutelapparat u. s. w. versehen und von ihm selbst gefertigt war, so daß man bei gutem Winde auf dem hohen Keller, wo die Mühle aufgestellt wurde, auf derselben wirklich Mehl mahlen konnte.

Es machte aber allgemeines Aufsehen unter den öfelschen Landwirthen, als der Hofschmied von Karrisshof, der nie eine Maschinenfabrik gesehn, ohne alle Anleitung nach dem Modell einer Höckerschen Wurzelschneidemaschine eine solche, sehr gut arbeitende, fertigte, die den großen Vortheil hatte, daß alle Metallstücke, Zahn-Räder, Wellen zc. statt wie bei dem Fabrikprodukt aus dem leichtzerbrechlichen Gußeisen, durchgängig maistiv aus geschmiedetem Eisen und gegossenem Messing bestanden.

Bei diesen schönen Naturanlagen ist der Deseler aber auch dem weichen, nachgiebig bildsamen Wachs zu vergleichen, dem man plastisch eben so leicht eine schöne künstlerische Vollendung geben kann, als es keine Schwierigkeiten hat, sie zur Karrikatur zu kneten. Der Este hat kein National-Bewußtsein, geht er in gebildete Kreise über, so wird er das, was seine Umgebung aus ihm macht, und man kann ihn nicht ärger beleidigen, als wenn man ihn einen Esten nennt. Ebenso eignet der Deseler sich leicht jede fremde Sprache an, und mit der erforderlichen Vorbildung versehen, würde man in ihm, wenn er, gleichviel, als Deutscher, Russe oder Franzose auftritt, den ursprünglichen Esten nie wieder-

erkennen (alles Momente mehr zu der Behauptung, daß die Döseler ein Mischvolk sind). Es ist daher nicht richtig, wenn Kruse meint, Urgeschichte pag. 27, daß die deutschen Gutsbesitzer und andere Einwanderer seit Jahrhunderten sich große Mühe gegeben hätten, worüber jeder Nachweis mangelt, die Race der Esten umzuändern, deren Typus sich stets gleich geblieben ist, denn wenn dieses stattgefunden hätte, wie es nicht stattgefunden hat, so gäbe es gewiß keine Esten mehr in den Ostseeprovinzen, sie wären vollständig germanisirt, welche Annahme wir durch unsere estnischen Mitbewohner der Städte bestätigt finden, die in höchstens zwei Generationen nicht mehr von den übrigen deutschen Handwerkern u. zu unterscheiden sind. Mit den gefügigen Esten hätten jedenfalls die menschenfreundlichen Dänen ein leichteres Spiel, als mit den starkköpfigen Deutschen in Schleswig-Holstein bei Realisirung der Humanitätszwecke ihres rothhaarigen Eider-Danismus.

Nach dieser allgemein-charakteristischen Uebersicht gehn wir nun zu den Ereignissen über, die zur öfelschen Volksschule in Beziehung stehn.

Auf der Insel Dösel finden wir von jeher ein mildes, richtiger ein schwaches ¹⁰⁾ Regiment gegen die leibeigenen Bauern. Das beweisen die

¹⁰⁾ Der öfelsche Gutsbesitzer oder Arrendator ist im Gegensatz zum Festländer mittellos, wie der Grundbesitz hier überhaupt nur ein sehr beschränkter ist. In den engen Verhältnissen der Heimathinsel aufgewachsen, und sein ganzes Leben in Abgeschlossenheit von der übrigen Welt an die ererbte Scholle gebunden, von estnischen Frauen gesäugt und erzogen, lernt das deutsche Kind vorerst die Volkssprache, so daß es später auf der Schule nicht immer ohne gefahrvolle Scharmügel sich erst in der Muttersprache orientiren muß. Das alles nähert nothwendig den öfelschen Gutsherrn mehr seinen Bauern als es in andern Gegenden unserer Provinzen der Fall ist. Dazu kommt noch insbesondere unser mehrerwähntes insularisches „Strandrecht.“ Man sagt, es soll in frühern Zeiten auch in den Kirchen der Wunsch um einen „gesegneten Strand“ laut ausgesprochen worden sein, und wenn wir dies für die Gegenwart auch nicht mehr behaupten, so liegt es doch auf der Hand, daß bei den jährlich wiederkehrenden einträglichen Schiffstrandungen an unsern Küsten, bei deren menschenfreundlicher Rettung es bekanntlich mit dem Mein und Dein nicht so genau genommen wird, sich ein gewisses intimes Verhältniß zwischen dem glücklichen Strandherrn und seinen participirenden Dienstmännern herausbilden und befestigen mußte, dessen Auflösung für beide Theile nicht immer von angenehmen Folgen begleitet sein würde. Diese Intimität erstreckt sich jedoch nicht über den gemeinschaftlichen „Erwerb“ hinaus, d. h. dem Gutsherrn bleibt sein Bauer im übrigen Leben, in der Hütte, Schule, Kirche immer nur ein „dummer Bauer“, den man sich selbst überlassen muß. Nur wo es gilt, ist man beflissen, dem Manches wissenden Söbber (= Gönner) unter der Tarnkappe seiner richterlichen Machtvollkommenheit und Unantastbarkeit unter die Arme zu greifen. Das nennt man die „öfelsche Toleranz.“ Dieses „Sichselbstüberlassen“ und „Nichtstörenwollen“ hat nun im Entwicklungsgange des öfelschen Esten Phänomene erzeugt, die wohl wichtig sind, an die Deffentlichkeit gezogen zu werden, wie es in diesen Blättern zum Theil versucht worden ist, namentlich das Institut der Los-treiber, als eines der verderblichsten Auswüchse unsers Volkslebens. Das gegenwärtige Strandrecht ist ein Ueberbleibsel aus dem frühern Piratenleben

vielfachen Verordnungen zur Regelung der Frohndienste (Kirchspielsmaßstäbe). Während der Gehorch im Festlande damals noch ganz willkürlich in den Händen der einzelnen Gutsherren sich befand, kam er auf den öfselfchen Landtagen immer wieder zur öffentlichen Berathung und Regelung¹¹⁾. Noch gegenwärtig betragen die Frohnleistungen im estländischen Gouvernement circa das Doppelte der öfselfchen.

Das arme Eiland war vor der russischen Herrschaft von seinen Souveränen fortwährend so mitgenommen, daß es wohl nicht wundernimmt, wenn man von Glück sagen konnte, falls es nur gelungen, in jenen Zeiten sich und den Seinen Hab und Gut zu erhalten, geschweige denn irgend welche philanthropische Gesinnung zu hegen, wobei, wie bei der Volksschule, große Opfer erforderlich sind.

der Insel- und Küstenbewohner, das bis auf den heutigen Tag noch in der Brust jedes guten Deselers nachklingt. Nach der Sage hatten die Dänen am Sund ein Leuchthurm zur sichern Durchfahrt ihrer Handelschiffe erbaut. Da die Deseler aber durch Strandungen nichts mehr gewannen, so beschloßen sie, die gefährliche Warte zu zerstören. Sie befestigten ein langes Schiffstau an die Spitze des Thurms, und spannten einige Züge Ochsen vor, mit denen sie den Bau umzureißen hofften. Dieses gelang jedoch nicht, denn sobald die vordern Ochsen anzogen, wurden die hintern durch die Anspannung des Seils, an das sie mit den Hörnern befestigt waren, in die Höhe gezogen. Dieses Sagen-Factum verbildlicht uns wiederum in genialer Weise den conservativen Rassen-Charakter unserer abgeschlossenen Inselbewohner, denen jede Neuerung, jeder frische, geistige Luftzug ein Gräucl ist, woran sie sofort das Ankertau des öffentlichen Meinungs-Veto befestigen und ihre alten Rechtsgewohnheiten, ihre Ocken davorspannen, wie ein Bischofsgeschlecht das profane Wort zu schreiben pflegt. Doch hoffentlich gelingt es nicht immer, die Neubauten einer bessern Zukunft umzureißen, die auch in Desel einmal die häßlichen Pilze und altersgrauen Moose einer stagnirenden Atmosphäre durch eine einst geläutertere öffentliche Meinung fortschaffen werden, wie damals das Schiffstau selbst die alten Ochsen in die Höhe hob, daß die jungen Ochsentreiber rufen mußten: „Ole ole Fadder herge lop Himmelreich!“ (= d. h. warte, Vater, die Ochsen werden in die Höhe gehoben — steigen zum Himmel —.) Möchte nur für Bauern und Herren aus der beharrlichen Fortsetzung eines einseitigen lichtscheuen Conservatismus kein fatales Nuß zum Aufbau einer zweiten „Sühneburg“ erwachsen, welche Arbeit damals am Giasunde den Bauern allein zufiel. Ein Signalement ist freilich schon für jeden Deselaner, und nicht immer originalwidrig stereotypirt, sowohl durch das estnische: „sinna tornikiskuja“ (= Du Thurmreißer) als auch in dem deutschen: „Thurmzieher“ (exclusiv das Ok fische) dabei.

¹¹⁾ Auf einem Convente Desels im Jahre 1768 kam auch die Einrichtung von Wockenbüchern für die privaten Bauern zur Sprache. Herr Landmarschall von Gülderstube stellte den längst in Desel geltenden Grundsatz auf, daß sowie der Wohlstand des Herrn vom Wohlstand seiner Erbbauern abhängig sei, auch der Ruin der Bauern das Verderben des Ersteren nach sich ziehe, und verlangte, daß man, in Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz, den Gehorch bestimmen möge. Aehnliches findet sich nach wie vor über den sehr gemäßigten Gehorch in den Landtagsrecessen und Conventyprotocollen Desels.

Wer sollte und konnte auch damals an Schulen und Unterrichts-Anstalten denken! Desel hat unter allen Ostseeländern der Zahl nach die meisten und verschiedensten Herren gehabt, oftmals mehre zu gleicher Zeit, unter deren Kämpfen das Land blutete, und sie verpraßten ¹²⁾ alle außer Landes den Schweiß der armen Einwohner. Uebermächtige Statthalter knechteten uns, man dachte an die ferne Insel nur, wenn der Zahltag kam, oder wenn außerordentliche Steuern auferlegt werden sollten. Desel hat in jenen Zeiten nur zu oft erfahren, daß, wenn aus Stockholm etwas Gutes kommen sollte, die Ostsee sehr breit, aber sehr schmal war, wenn Reichthümer hinüber geschafft werden mußten. Zuletzt schwang Karl XI. sein habgieriges Scalpirmesser über dem armen Lande, und in der Güterreduction starb es seinen politischen Tod ¹³⁾. Wie viele

¹²⁾ So des großen Gustav Adolfs unähnliche Tochter Christine in Rom während ihres Erköönigthums, indem Desel die Ehre zu Theil wurde, zu ihren damaligen Pensionsländern zu gehören; so ein Titelfönig Magnus auf seinen Donquiroterien u. A. Dabei können wir nicht umhin, noch hier die historisch interessante Mittheilung anzuschließen, wie nach der Revue des deux mondes, Aufsatz des Herrn Tailandrier: Maurice de Saxe d'après des papiers inédits die Insel Moon bei Desel (in dem Journal irrthümlich im Plural als „les îles Moën“ bezeichnet) im Jahre 1726 im freitigen Besitz der Mutter des berühmten Maréchal de Saxe, der einst so schönen Madame Aurora von Königsmark sich befand, indem die Gräfin die Insel von ihrem verstorbenen Bruder Otto Wilhelm von Königsmark mit andern Gütern in Estland ererbt hatte.

¹³⁾ Mehr als die Hälfte der Insel ließ der Schweden-König durch seinen Alba, den schändlichen Mannerburg, ohne alles Recht als sein Privateigenthum einziehen, wie später sein südlicher Nachbar mit vielen Privatbesitzungen in Holstein verfuhr. Die auf ihren Gütern seit Generationen sesshaften Familien wurden fortgejagt, so z. B. die Familie Brakel, deren Stammsitz Brakelshof noch heute ein Krongut ist. Durch diese Reduction ging das natürliche Gleichgewicht zwischen Staats- und Privateigenthum verloren. Der private Grundbesitzer fühlt sich dadurch in seinen Unternehmungen beschränkt und erdrückt vom Staate, der hier als übermächtiger, gewerblicher Nebenbuhler auftritt. Diesen beengenden Einfluß hätte nun der Staat in wahrhaft wohlthuernder Weise ausbeuten können durch Organisation eines bessern Volksunterrichts auf seinen Domänen, durch Anlage von Ackerbauschulen, landwirthschaftlichen Versuchstationen, Prämierung landwirthschaftlicher Erzeugnisse, Musterwirthschaften u., dagegen finden wir aber die ganze sociale und wirtschaftliche Entwicklung des Landes eben durch diesen staatlichen Einfluß im höchsten Grade gehemmt und aufgehalten, ja die Landwirthschaft auf den Kronländern ist die schlechteste im Lande. Der Staat, als reicher Grundeigenthümer, der von seinen öfelschen Domänen nie besondere Revenüen bezogen, verzehrt dabei nicht viel, wenn er seinen Bauern einen ganz unverhältnismäßig geringen Pachtschilling berechnet, er erwägt aber nicht, wie sehr er dadurch dem privaten Grundbesitzer schadet, der sich, beengt und gedrückt, nun gezwungen sieht, mit seinen Bauern nach dem Gesetz der freien Concurrrenz in ähnlicher Weise zu contrahiren, obgleich der Private dadurch einen wesentlichen Theil seiner Jahres-Einnahme einbüßt, der ihm oft zu seiner täglichen Existenz unentbehrlich wird. Die Insel ist vermöge ihrer geographischen Lage oft lange Zeit von allem Verkehre mit der übrigen Welt abgeschnitten, und kann, bei ihrer gegenwärtigen Verfassung

Familien wurden da hinausgejagt von ihrem Erbe in die weite Welt, ohne Obdach, ja ohne das tägliche Brot. Bei diesen Zuständen konnte an keine gemeinnützige Unternehmung gedacht werden. Wer sollte auch? In Stockholm dachte man am wenigsten an Ausbildung und Unterricht der armen Slaven auf Desel. Die Stadt Arensburg lag öfter in Schutt, und bei Uebergabe derselben empfing Rußland nur einen Trümmerhaufen mit rauchenden Schornsteinen, unter denen sich die Bürger vor dem Erfrieren kaum schützen konnten. Auf dem bischöflichen Schlosse hieß es nur: den Beutel oder das Leben! Der Adel allein hätte vermöge seiner Verfassung und seines historischen Standpunktes Etwas unternehmen können, allein wie sah es da aus? Die Corporation war gesprengt, die meisten Familien ihrer Allodialgüter beraubt, landesflüchtig, und die oberste Behörde des Landes aufgelöst, um mit deren Landgütern des Königs Mammon zu vermehren¹⁴⁾. Die armen Esten mochten daher von jener ersten Katechisation durch den Bischof Albert von Riga im Wolde-Schlosse bis zur russischen Herrschaft kaum einen Unterricht genossen haben.

Der Bischof Johann Kiewell von Desel hat im ersten Punkte seines dem Protestantismus bekanntlich freundlichen Privilegiums verordnet, „daß redliche und gute Priester in denen Kirchspielen gefunden würden, die das Wort Gottes lehren,“ allein wenn wir damit die oben angeführte Schilderung Rußwos nach der Reformation vergleichen, so ist wohl

nur aufkommen durch einen zahlreichen, vermehrten und gehobenen Stand der unabhängigen Grundbesitzer. Ermangelnd alles städtischen Gewerblusses, aller Fabriken und größern Capitalien wird der Handel mit den Landesproducten von unsern zwei bis drei Kaufleuten in der einzigen Stadt niedergedrückt und jede größere Unternehmung gehemmt. In der Landwirtschaft allein könnte Desel Etwas leisten, doch dazu ist ein zahlreicher Grundbesitzerstand erforderlich und Karl XI. hat durch Einziehung der halben Insel als Kroneigenthum die freie Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse wesentlich gestört, wenn nicht gänzlich untergraben. Bei diesen traurigen Zuständen wagt selten ein ordentlicher Mann Capital und Arbeit bei der Arrende der Kronländer. Diese sind vielmehr Speculanten aller Gattungen in die Hände gefallen, als lächerlichen Zunftgesellen u., die die Wirthschaften immer mehr zurückbringen und das Land deterioriren, ja ganze Aecker oft jahrelang ungebaut und in Unkraut verwildert wüste liegen lassen, aber trotzdem die Arrenden hoch hinaufreiben, in Hoffnung der Segnungen des Strandes, während die Kronbauern ihre vortheilhafte Pacht zu nichts Gutem anwenden, sich dem Trunke, der Schmutzgelei, der Trägheit und dem Müßiggang ergeben, ohne ihr Einkommen durch Vergrößerung der Ausfaat zu steigern. Diese sind schon seit Jahren der Frohne entbunden, die Privatbauern dagegen noch immer im Joch, und so oft man auch die Frohne abschaffen möchte, stößt der in beschränkten Verhältnissen lebende private Gutsbesitzer doch stets auf die nicht zu beseitigende Schwierigkeit, die Forderungen seiner Bauern nicht befriedigen zu können, die bei Abschließung der neuen Pachtcontracte den Kronbauern völlig gleichgestellt sein wollen.

¹⁴⁾ Das Landrathscollegium, mit dem Oberlandgerichte damals verbunden, ward förmlich aufgehoben und seine vierundzwanzig Hufen Landgüter der königlichen Privatchatulle einverleibt.

kaum denkbar, daß damals Desel andere evangelische Prediger gehabt habe als das Festland. Die Ausländer waren nicht einmal der Landessprache mächtig, hätten also, selbst beim besten Willen, dem Volke keinen Unterricht ertheilen können, so lange sie sich nicht beileißigten, die Sprache zu erlernen, in der sie zu lehren und zu predigen berufen waren, und daß sie dieses nicht gethan, spricht der Chronist klar und deutlich aus. Erst der edle Freiherr von Campenhausen hat, als öfischer Gouverneur, im Sinne Herzogs Kettler für Desel zu wirken gesucht. Dieser wahre Patriot lebte ganz auf Desel, und alle Nachrichten aus jener Zeit sind voll von seinem Lobe. Er theilte Freud und Leid mit der ihm anvertrauten Bevölkerung. Viele wohlthätige Einrichtungen verdanken wir ihm, und es war ihm eine Freude, Desel zu seiner Zeit in einen Garten umzuwandeln. Unter seiner Verwaltung ging u. A. ein wichtiger Ukas der Kaiserin Katharina II. ein vom 23. December 1784 (wohl auf Campenhausens Veranlassung), worin der IV. Abschnitt „in Absicht der Kirchspiels- und Dorf-Schulen“ handelt: „Im ganzen Lande müssen Dorf-Schulen etablirt werden, in denen die Bauerjugend beiderlei Geschlechts, vom siebenten Jahre an, jährlich von Martini bis Palmsonntag so lange wöchentlich unterrichtet werden sollen, bis sie fertig lesen und den Katechismus ohne Anstoß hersagen können, als worauf die Kirchenvorsteher und Dorfschuljase fleißig zu sehen, und die etwa Säumigen Pastori loci anzuzeigen haben. Zu jeder Dorfschule werden circa acht bis zwölf Haken, auch mehr oder weniger, nachdem die Lage es erfordert, verlegt, jedoch immer in ganzen, ungetrennten(?) Dörfern, und ohne Rücksicht, ob selbe privater oder publicquer Natur sind. Die Schulmeister in diesen Schulen müssen vom Prediger mit Zuziehung der Kirchenvorsteher ausgesucht und bestellt werden, der hiezu tüchtige Bauer aber, er sei ein publicquer, oder privater, muß sich unter keinerlei Vorwand diesem Amte entziehen, dagegen ihm zur Vergütung für seine Bemühungen wöchentlich zwei Hofspannstage erlassen werden müssen, die diejenigen Bauern, deren Kinder in der Schule unterrichtet werden, gleichfalls ohne Rücksicht, ob sie publique oder private sind, tourweise, in Stelle des Schulmeisters auf dessen Hofe prästiren, auch das Brennholz zur Erwärmung der Schulstube besorgen müssen, als wozu der Schulmeister eines seiner eigenen Häuser herzugeben hat. In Ermangelung zweier warmer Stuben ist die nächste warme Stube im Dorf dazu unentgeltlich freizugeben. Das nähere Detail dieser Schulen, die Anschaffung von Schulbüchern, die Zeit, wie lange jeden Tag der Unterricht dauern, auch wie und worin unterrichtet werden soll, und andere dergleichen Bestimmungen mehr, bleiben der eigenen Abmachung der Kirchspiele anheimgestellt, als zu welchem Ende die Herren Kirchenvorsteher nach Eingang dieser Publication einen Kirchenconvent, jeder in seinem Kirchspiele auszuschreiben, und auf selbigem, gemeinschaftlich mit dem Kirchspielsprediger und den sämtlichen Kirchspielseingepfarrten, das

Mähere hierüber festzusetzen, auch hierüber längstens binnen drei Monaten a dato dem Collegio allgemeiner Fürsorge Bericht abzustatten haben, als welches zur Beförderung solcher gemeinnütziger Anstalten mit aller Bereitwilligkeit die Hände bieten wird. Sollten aber diese Dorfschulen gar nicht, oder nicht in der vorgeschriebenen Zeit von Martini bis Palmsonntag gehalten werden, so soll für jede manquirende Woche von demjenigen, welcher an dieser Versäumnis schuld ist, zum Besten des Collegii allgemeiner Fürsorge, ein Rubel Pön durch den Kirchenvorsteher eingetrieben werden. Jedoch ist dabei zu erinnern, daß wenn ein Gesinde im Stande ist, seine Kinder selbst im Lesen und den Anfangsgründen des Christenthums zu unterrichten, selbiges nicht gezwungen werden dürfe, seine Kinder mit Beschwerde in die Dorfschule zu schicken, es muß aber dasselbe seine Kinder jedesmal am Sonnabende in die Kirchspielschule senden, damit sie in derselben über die erlangten Kenntnisse geprüft werden mögen. Außer diesen dergestalt eingerichteten Dorfschulen müssen gleichfalls Kirchspielschulen, in welchen die Kinder zur Erlangung mehrerer Kenntnisse aus den Dorfschulen befördert werden, in gehörigem Stande unterhalten werden, und wird dem Kreise, besonders aber den Kirchenvorstehern und Predigern ernstlich empfohlen, alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt anzuwenden, daß zu denen Kirchspielschulmeistern keine andern, als nüchterne, verständige, fleißige und rechtschaffene Leute gewonnen werden. Auch ist darauf zu sehn, daß denen Schulmeistern die ihnen bestandenen Gefälle und das bestimmte Land auf keine Weise vorenthalten, oder entzogen werde, damit selbige ihr gehöriges Auskommen haben mögen. Wo aber dergleichen Land nicht befindlich ist, muß solches vom Kirchspiele soviel als möglich ausgemittelt werden. Nach Einrichtung der Dorf- und Kirchspielschulen mögen dagegen die Hofschulen (ob solche je bestanden?) als überflüssig aufgehoben werden. Uebrigens sollen die Herren Pastores gehalten sein, die unter ihrer besondern Aufsicht stehenden Kirchspiels- und Dorfschulen wenigstens einmal in jedem Monat zu besuchen, um die Fähigkeiten der Schüler zu prüfen und die Lehrer zu ermuntern, wobei sie sich jedoch alles ungebührlichen, sogenannten Flickens, oder Geschenkenehmens von den Bauern zu enthalten haben. Da man glaubet, daß jeder Prediger nach seinem Amte und Gewissen sich verbunden halten werde, hierinnen allen Eifer und Treue anzuwenden, weil die Erziehung der Jugend auf das sittliche Verhalten und auf die Befestigung in den Grundsätzen der Religion den wichtigsten Einfluß hat, so verpricht sich die Statthalterchaftsregierung von sämmtlichen Predigern der Provinz Desel, daß selbe auch ohne weitere Zwangsmittel dieser schon durch vielfältige Patente des vormaligen Generalgouvernements festgesetzten Verfügung nachkommen werden. Sollte indessen ein Prediger wider Verhoffen in diesen demandirten Schulvisitationen säumig sich erweisen, so ist solches von den Kirchenvorstehern, falls freundliche Erinnerungen nichts fruchten, dem

Herren Superintendenten anzuzeigen, welcher erforderlichenfalls mit Zuziehung des Consistorii den säumigen Prediger durch gesetzmäßige Zwangsmittel zur Beobachtung seiner Pflicht anhalten wird.“

Das ist das erste officielle Document, worin die Wichtigkeit der Volksschule anerkannt wird und man dahin Anordnungen trifft.

Dadurch, und noch mehr durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, war nun einmal die Hand an den Pflug gelegt — aber was sagt die heilige Schrift von denen, die zurückschauen und nicht freudig auf Gott vertrauend ihre Arbeit fortsetzen? Und haben wir nicht stille gestanden und die schon erhobenen Hände wieder sinken lassen!

Wahrlich, Manches wäre nicht geschehen¹⁵⁾, und Vieles anders gekommen, hätte man das arme Landvolk bisher und in allen Kirchen gelehrt, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten; hätte die Schulpjugend nicht damals, wie jetzt, den Katechismus gedankenlos hergeplappert, ohne nur das Mindeste davon zu verstehen, hätten nicht die Confirmanden gleich nach ihrer Freisprechung das Mechanischerlernte gleich wieder vergessen, ohne daß ihnen die Religionslehren durch spätere Katechisationen wieder in's Gedächtniß zurückgerufen worden wären; hätte man dem Gräucl der Trunksucht zu steuern gesucht; hätte man auf den Landtagen, trotz aller Stimmen der Bessergesinnten, nicht stets kaltfinnig über das Volksschulwesen berathen, ohne einen durchgreifenden Schritt zum allgemeinen Besten zu unternehmen.

Der Geistlichkeit lag es ob, das Volk zu lehren, vorzugsweise die Gemeinden in den sonntäglichen Gottesdiensten in den Lehren unserer christlichen Kirche zu unterweisen und dann die Jugend in dem sogenannten Confirmandenunterricht in den Dogmen des Protestantismus durch Lehre und Erklärung zu befestigen. Dazu waren außer der Kenntniß des Katechismus das Lesen und der geistliche Gesang als unerläßliche Bedingung der sogenannten Freisprechung der Kinder und Aufnahme derselben unter die erwachsenen Gemeindeglieder festgestellt, und der Prediger besorgte den Confirmandenunterricht persönlich, während er dem Küster die Einübung des Lesens und Singens übertrug. Diese alte Bestimmung ist das kostbarste Kleinod unserer evangelischen Kirchenverfassung inmitten der griechisch-katholischen Staatskirche, und hat namentlich segensreich unter lettischen und estnischen Gemeinden der Ostseeprovinzen gewirkt. Durch die Kenntniß des Lesens war jedermann das Wort Gottes auch außer der Kirche, daheim jederzeit zugänglich, und wenn schon Luther dem Gesang eine hohe

¹⁵⁾ Gott der Herr muß aber von Zeit zu Zeit einen heiligen Ausfall in das Sündenland unserer faulen und bequemen Sicherheit unternehmen, um die Schlafenden aufzuwecken, wie vor zwanzig Jahren in unser erschlafftes protestantisches Kirchenleben.

Bedeutung für's Gemüth zuerkannt, so mußte derselbe, namentlich beim Tragen und dünnen estnischen Volkscharakter, der keiner idealen Erhebung fähig ist, von großem Einfluß sein. Das waren die großen äußern Merkzeichen der Reformation in unserm Vaterlande, daß das Volk vom Kinde von acht Jahren bis hinauf zum Greise mit der Brille lesen und singen konnte, während man außerhalb der Ostseeprovinzen im ganzen großen Reiche keine weitere Christengemeinde antraf, die sich eines gleichen Vermögens erfreut hätte! Unter den vielfältigen Nationen des russischen Reiches waren die Letten, Esten und Finnen bis vor ganz kurzer Zeit noch die einzigen, die die Schrift und den geistlichen Gesang kannten und pflegten, obgleich die Esten andererseits vielleicht wiederum die einzigen sind, denen das „Volkslied“ gänzlich fehlt; denn während der Russe z. B. bei jeder Arbeit seinen heitern Ländler trillert, verstehen die Esten sogar beim fröhlichen Gelage keine heitere Weise zu singen, ihre Weinlaune macht sich nur in ekelhaftem Kreischen und Brüllen Luft, und ihr Volkslied reducirt sich auf ein monotones Wiederholen von ein Paar schlechten Worten. Es muß eine große Zeit gewesen sein, in der die heilige Schrift auch in die estnische und lettische Sprache übertragen wurde. Welche Schwierigkeiten auch dieser Riesearbeit im Wege lagen und überwunden werden mußten und sind, kann nur derjenige erwägen, der sich mit diesen Sprachen selbst näher bekanntgemacht hat. Besonders arm an Ausdrücken ist das Estnische, indem noch heute fast für jeden Begriff das Wort fehlt, der nicht im alltäglichen Volksleben vorkommt. Auch die Bibelübersetzer mußten demnach erst neue Ausdrücke schaffen, oder durch Umschreibungen wiederzugeben suchen. Dieser Schriftsprache klammerte sich nun das Volk instinkartig an, und nahm die geistige Speise begierig auf, indem viele Ausdrücke in das gemeine Leben übergingen, so daß die estnisch-lettische Bibelübersetzung vielleicht eine ähnliche Rolle auch in sprachlicher Beziehung bei diesen Völkern spielte, wie die lutherische Uebersetzung in der deutschen Literatur. Dieser geistig so bewegten Zeit des reformatorischen Kirchenlebens folgte aber bald eine gewisse Abspannung, die weiter und weiter zunimmt, bis sie in unsern Tagen ihren Gipfelpunkt in gänzlich apathischer Abschaffung erreicht. Die erste Abkühlung des Reformationsseifers erfuhr unsere evangelische Kirche durch den sich von den Hochschulen über ihre Diener ausbreitenden Rationalismus, von dem zwar die Masse des Volkes ebensowenig direct berührt wurde, als von dem ihm nachfolgenden Herrnhuterthum, doch wie kein Glaube in ersterem war, und viel frömmelnder Schein ohne wahren Kern in letzterem, so bewirkten jene Erscheinungen nur Unglaube und Heuchelei im Volke. Bis in die letzten Decennien unsers Jahrhunderts kann man die Spuren des Rationalismus auf unsern Kanzeln verfolgen, und graußig überfällt es uns bei den Schilderungen der entgegengesetzten Periode der fanatisirten Frömmler, wo der Erzbischof Gutschlaf sein We-

sen trieb, und eine Uppa-Triin und Tullefelta Reet in glühender Begeisterung von ihrem Granitblock herab unter das Volk ihre wahnwitzigen Rednerblitze schleuderten (Superintendent Gutsclaf und Pastor Hölterhoff wurden bei der großen Erweckung der Esten 1740 gefänglich eingezogen und ihrer Aemter entsetzt; vergl. über den ganzen Schwindel Rußwurms Sage 158 und Acten der Untersuchungscommission in den Kirchenarchiven von Kergel und Arensburg), oder aber ein Lainberg (jüngstens im Festlande, praesens in der Krim) als auferstandener Apostel Johannis das Volk belog.

Aus dem Confirmandenunterricht entwickelten sich dann die sogenannten Parochial-Schulen, diese jedoch nur für die männliche Jugend. Fähige Knaben sollten für das Winterhalbjahr ein bis drei Jahre nacheinander zum Küster in die Lehre geschickt werden, der die Verpflichtung überkam, dieselben im Schreiben, Rechnen, Notensingen zu unterweisen und die jungen Leute bis zu erfolgter Confirmation zu Gemeindefschullehrern und Schreibern auszubilden. Die Gage des Küsters bestand von Alters her in Nugnießung der Kirchenvorbeterlande für sein Kirchenamt als vorsingender Cantor bei den sonntäglichen Gottesdiensten. Da sich nun durch den Schulunterricht seine Geschäfte mehrten, so verlieh ihm der König von Schweden 1696 noch einen halben Haken Bauergehorsland zur erforderlichen Bearbeitung seiner Aecker. Man gönnte jedoch diese kleine Landparzelle dem Volkslehrer später nicht mehr, und zog das dem Küster zugetheilte Gehorsland wieder ein, der jedoch nach §. 46 der Allerhöchst bestätigten Revisionsregeln vom Jahre 1766 zwar die Verpflichtung beibehielt, die Confirmanden, wie es heißt, „im Lesen und Christenthume“ zu unterrichten, nicht aber zugleich, wie es später vom Parochiallehrer verlangt wurde, die Schuljugend auch in der Kalligraphie, Orthographie, Rechnen und Singen nach Noten. Bei Einrichtung der Parochialschulen bekam der Küster den Titel Schulmeister, ist aber nach Aufhebung derselben wiederum bloßer Küster (Vorsänger) geworden. Bis auf den heutigen Tag hat man es nicht für gut befunden, den Parochiallehrer besser zu stellen, oder doch wenigstens ihm dieses widerrechtlich abgenommene Land zurückzugeben, wengleich gegenwärtig bei den meisten Kirchen Desels wiederum Parochialschulen unter Leitung des Küsters eingerichtet sind, die sich mit geringen Ausnahmen in einem gar kläglichem Zustande befinden. Was darf man aber von einem Lehrer verlangen, der nur um Gotteslohn arbeiten soll, und hier auf Erden zu stetigem Darben verurtheilt ist! Von außen findet kein Interesse statt für die Volksschulen, und in denselben wird nur noch ein todtes und tödtendes Formenwesen beobachtet. Obgleich das Schulreglement vorschreibt, daß nur geweckte Köpfe in der Parochialschule Aufnahme finden sollen, und zwar nur solche, die des Lesens schon vollkommen mächtig sind, so schiebt man doch ganz Unzurechnungsfähige dem

Lehrer und meist sind es WGsöhnen, weshalb das erste Semester stets mit den Lesestunden zugebracht werden muß. Vorschrift ist, daß jeder Schüler die Wintermonate ununterbrochen dem Unterrichte im Kirchspielschulhause obliegt, doch lassen sich dieselben meist sehr bedeutende Versäumnisse zu Schulden kommen, oder Eltern und Vorgesetzte geben zu diesem Versäumnisse Veranlassung. So z. B. war ein Parochialschüler dem Hofskoch auf einem Gute in die Lehre gegeben, und mußte einen Tag um den andern abwechselnd kochen, backen und dann wieder die Schule besuchen. Man sieht eben, der Unterricht wird nicht von jedermann für das angesehen, was er sein soll, sondern für eine Kunst, wie etwa die Hundekünste, die, nebenbei getrieben, für Menschen und Hunde unschädlich sind. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn intelligente Schulmeister ihre Schüler in Haus und Hof zu verwerthen wissen, wobei natürlich nicht viel Zeit zum Lernen übrig bleibt. So ist ein solcher bekannt, der zugleich das Gewerbe eines Grobschmieds treibt und seine Schüler den Tag über als Schmiedeknechte oder bei der Fütterung seines Viehes, oder zum Düngersführen auf den Acker und zu Botendiensten in die Stadt verwendet, nach beendtem Tagewerk aber von seinen mannbaren Töchtern „schulen“ läßt. Der Erste, der überhaupt seine Kinder nur ungern zur Schule schickt, wird durch solche Fälle noch mehr abgeschreckt. Deshalb antwortete ein alter Bauer auf den Vorwurf, den man ihm darüber machte, warum er seinen Sohn nur einen Winter die Parochialschule habe besuchen lassen: „Herr, soll ich meinen fast erwachsenen Sohn, der mir zu Hause nützliche Dienste leisten kann, nur dazu kleiden und beköstigen, um des Schulmeisters Vieh zu füttern, oder für ihn Sensen zu schmieden, ohne daß er das lernt, wozu er in die Schule geschickt wurde, da ist's vernünftiger, er besorgt diese Geschäfte für den eigenen Vater, und der Schulmeister nimmt sich einen Knecht.“

Die Schulhäuser bestehen gewöhnlich aus zwei Seiten, der Wohnung des Lehrers und der Schulstube, sammt Schlafkammer für die Schüler, es ist aber der Raum viel zu beschränkt, um eine ordentliche, zweckdienliche Einrichtung treffen zu können. So schlafen die Schüler meist in einer Art Kojen über einander, oft zu zwei und drei in einem Verschlage, und an eine Aussicht derselben ist natürlich vollends nicht zu denken. Das Essen kochen sich die Schüler selbst von den von Hause mitgebrachten Vorräthen. Zweckdienliche Schulbücher besitzt die estnische Literatur bis jetzt noch keine, nur ein sogenanntes Lesebuch wird in einigen Parochialschulen hin und wieder gebraucht, das aber ganz ungenießbar ist.

Eine recht gute Parochialschule bestand bei der Kirche zu Karmel, solange Probst Willigerode die Pfarre bekleidete, namentlich zeichnete sie sich durch Kirchengesang aus, hatte einen zahlreichen, wohlgegliederten Chor mit guter Stimmenbesetzung, und führte selbst größere classische

Kirchenmusikern auf. Gegenwärtig sind die besten Parochialschulen die von Anseküll und Kielkon.

Hier ist noch beiläufig eine andere Art von Schulen zu erwähnen. Die Geistlichkeit gründete auch hier zu Lande, wie anderwärts, bekanntlich die ersten Unterrichtsanstalten, Kirchen- oder Klosterschulen. Ein solcher Klosterschüler (später in Lübeck) war auch der nachmals berühmte Chronist Heinrich der Lette. Das waren aber reine Gelehrtenschulen, wohl zu unterscheiden von unsern Kirchen- oder Parochialschulen. Der Protestantismus ging vom seitherigen Unterricht Einzelner auf Unterweisung der ganzen Volksmasse, wenigstens der Jugend, über. —

Das waren alles Anstalten der Kirche und Geistlichkeit. Mit den Gemeinde- oder Dorfschulen jedoch beginnt der Staat schon seine Einwirkung auf die Volksbildung, und zwar bei uns vom rein polizeilichen Standpunkte aus bis auf den heutigen Tag, wie wir sehen werden. Der nationale Antheil der Staatsbürger am Schulwesen ist gegenwärtig noch eine Null.

Wie oben angeführt, war die Kenntniß des Lesens und der Kirchenmelodien vom Kirchengesetz als Bedingung gestellt zur Erlangung der gesellschaftlichen Selbstständigkeit des Individuums. Diese Vorschrift erlangte bald die gewohnheitsrechtliche Sanction, und fand im Anfange namentlich darin einen Stützpunkt, daß die Prediger sie strenge beobachteten, und keinen des Lesens Unkundigen nicht nur nicht confirmirten, sondern später sogar auch nicht trauten, und zwar so lange die Copulation verweigerten, bis das säumige Brautpaar durch ein Examen dargehan, daß es des Lesens kundig, und mußte dieses Examen jederzeit stattfinden, auch wenn die Brautleute bei ihrer Confirmation diese Kenntniße schon besaßen, wodurch einem etwaigen Vergessen durch Vernachlässigung der Schrift in der Zwischenzeit vorgebeugt werden konnte. Da nun die Eltern sahen, daß in vorkommenden Fällen Ernst und Strenge beobachtet wurde, so befließigten sie sich ihren Kindern das Lesen sobald als möglich beizubringen, der Staat ordnete, wie wir aus dem angezogenen Allerhöchsten Ukas sahen, Dorfschullehrer an, und hieraus entstanden die Gemeinde- oder Dorfschulen. Ihre Lehrer hatten den häuslichen Unterricht zu überwachen, und prüften die Jugend ein- bis zweimal wöchentlich, entweder bei sich im Hause, oder in einem andern geräumigen Gesinde, im Lesen, Singen und Katechismus.

Schon die Befoldung des Parochiallehrers ist eine ganz ungenügende, beträgt doch seine Einnahme (von seinem Lande) gegenwärtig in Dessel nicht mehr als sechsunddreißig Rubel Silbermünze im Jahr. Das Anseküllsche Küsterat konnte sogar bloß für zwanzig Gulden verpachtet werden. Während der Parochiallehrer, als fröhnender Halbhäkner betrachtet (öfelscher, da der öfelsche Haken weit kleiner als der lischändische ist), in der Schulzeit schon neunzig Lehrertage leistet, exclusiv sein Kir-

chenamt als Kantor, hat der bäuerliche Halbhäcker nur drei Wochenfrohtage zu prästiren.

Die Gage der Dorflehrer fällt nun aber noch weit armseliger aus. Sie beziehen ein Küllmit Getreide pro Gefinde, also ungefähr zwei bis drei Löse im Jahr. Die privaten Höfe geben ihnen gewöhnlich noch ein Deputat, zahlen ihre Kopfsteuer und sonstigen Abgaben und geben ihnen die Nutzung ihrer kleinen Aecker frei, ohne entsprechende Frohnleistung, wie von den übrigen Kostreibern zu verlangen, oder sie erlassen dem Schulmeister, wenn er Gefindeswirth ist, von der Winterfrohn so viel Wochentage, als er auf den Unterricht in der Woche verwendet. Die Höfe sorgen auch meist für Licht, Holz und Schulbücher in den Dorfschulen. Dieses ist nun freilich eine so geringe Gage, daß man wenig dafür verlangen kann. Wie sollten sich zu diesen Verhältnissen Lehrer finden, die sich ganz ihrem Berufe hingäben? Sie müßten ja verhungern, wenn sie keinen andern Lebenserwerb nebenbei hätten. Daher kommt es, daß diese Lehrer nicht nur für ihr wichtiges Amt völlig unzureichende Kenntnisse und Eigenschaften besitzen, sondern sehr oft auch in Handel und Wandel den bürgerlichen Tugenden Hohn sprechen. Das Lehrereamt ist kein Brot- und Ehrename, sondern bei uns ein Zwangsamt, ja nicht selten der Schlupfwinkel der Lüderlichkeit und des Trunkenbolds, der sich als Schullehrer der Militärpflicht und den Steuern entzieht. Ist der Unterricht in den Parochialschulen durch viele Widerwärtigkeiten unterbrochen, so ist er in den Gemeindeschulen im allgemeinen ein chaotischer Wirrwarr. Der Polizeistaat hat für paragraphenreiche Schulreglements gesorgt, und wir besitzen in der alten, für Desel noch zu Recht bestehenden Bauerverordnung von 1819 sehr gute Bestimmungen über das Volksschulwesen, aber niemand befolgt sie. Der Polizeistaat hat eine nicht unbedeutende Anzahl von Schulrevidenten verordnet (den Pastor loci, Kirchenvorsteher, Kirchspiels-Convent, Guts-Verwaltung, Gemeinde-Vorsteher, das Gemeinde-Gericht, Superintendent und das Provinzialschulcollegium), aber alles Revidiren und Inspiciren kann da nichts fruchten, wo der eigentliche Arbeiter, der Lehrer mangelt. Die Amtsführung unseres Schulrevidenten ist dadurch fast lächerlich geworden, denn er findet in den Behörden keine Stütze, eingerissenen Uebelständen abzuhelpen. Er soll bloß die Kinder prüfen, die Lehrer ermahnen, mit leeren Worten aufmuntern, oder strafen, die Unordnungen notiren, und den Bericht der Schulbehörde vorstellen, damit derselbe, ohne daß von ihm weiter Notiz genommen, ad acta gelegt werde. So will es die öffentliche Meinung, und wer es anders will, der wird als phantastischer Neuerungs-süchtler in der Gesellschaft für vogelfrei erklärt, und stößt competenten Orts auf so viel „Wenn's“ und „Aber's“, daß nach jahrelangen Kränkungen die Sache selbst doch nicht gefördert ist, sondern nach wie vor nach dem Gesetz unsers stabilen Schlendrians auf dem

alten Fleck stehen bleibt. Die Strafgeelder für Schulversäumnisse nach §. 516, 7 der Bauerverordnung werden mit wenig Ausnahmen nirgend beigetrieben, und das Lehrerkorn von den Gemeinden oft erst nach vielen Klagen zc. gezahlt. So z. B. besuchte ein fremder Knabe, der Sohn eines reichlichen Kronbauern, bei Verfasser die Gutsgemeindeschule, ohne daß vom betreffenden Gesinde das Kilmitt Getreide entrichtet worden wäre, und als die Gutsverwaltung, nachdem die Bitten des Schulmeisters nichts gefruchtet, beim Kirchenvorsteheramt und den Behörden darüber Klage geführt, blieb die Sache bis heute unentschieden, während den folgenden Winter umgekehrt die Gutsverwaltung vom Vater jenes Knaben darüber verklagt wurde, daß sie sich weigere, den Knaben wiederum in ihre Gemeindeschule aufnehmen zu lassen.

Besondere Dorfschulhäuser sind selten und oft verfallen, oder im Lauf der Zeit vom Erdboden verschwunden. So besaß die Gemeinde des gräflich-Sachsen'schen Majorats Mandasfer vor der griechischen Propaganda ein eigenthümliches, lutherisches Schulgebäude. Die damaligen Gemeindegerichts-Glieder ließen sich aber firmeln, und glaubten nun der lutherischen Schule nicht mehr zu bedürfen. Sie verkauften daher das Gebäude, ohne die Gemeinde, deren Eigenthum es war, zu befragen, und theilten das Geld unter sich. Der Schulrevident machte nun eine Klage darüber anhängig und forderte die Wiedererstattung des Gebäudes durch die Schuldigen, allerdings erst nach Jahren, da sein Amtsvorgänger solches verabsäumt, aber die Sache ist noch heutigen Tages unentschieden.

Eine große Schwierigkeit für den Unterricht liegt in der Zerstretheit der Wohnsitze, indem die Bevölkerung nicht in Dörfern zusammenwohnt. Aus einem Vortrage des öfentlichen Herrn Dekonomie-Bezirks-Inspektors auf einem der letzten Landtage geht hervor, wie die Staatsregierung vor einigen Jahren beabsichtigte, für ihre hiesigen Krongemeinden größere Schulen mit Anstellung von je zwei oder drei Lehrern zu etabliren, doch fand dieses Unternehmen an den zerstreuten Wohnsitzen der ländlichen Bevölkerung angeblich solche Schwierigkeiten, daß es aufgegeben werden mußte.

Wenn wir nun im Vorigen gezwungen waren, einige häßliche Züge unseres heutigen socialen Volkslebens in Bezug auf die Volksschule dem Leser zu enthüllen, und das um so mehr, damit das Publikum einmal auch ein ungeschminktes Bild desselben erhalte, ohne parfümirte Salontournure oder überzuckerte, scheinheilige Nächstenliebe, so freut es uns desto mehr, diesen Abschnitt mit Erfüllung einer angenehmen Pflicht schließen zu können, welches Vergnügen wir uns mit Vorbedacht zum Schluß aufsparten.

Die Morgenröthe einer bessern Zeit dämmert auf, wenn auch nur im ersten Beginn, aber es dämmert doch.

In das ärmste, äußerlich unschönste, kleinste Kirchspiel der Insel wollen wir den Leser führen, und er wird sich mit uns freuen beim Anblick der Knospen, die hier unter unermüdlischer Ausdauer und unendlicher Geduld doch endlich sich entwickelt haben. Es ist Sonntag, wir gehen in die Kirche, eine kleine, unansehnliche Kapelle — aber, das Wort Gottes wohnt und waltet und wirkt mächtig darin. Ein schöner, volltönender, kraftvoller Gesang der ganzen Gemeinde, eine Predigt, wie wir sie selten gehört, nicht in übersprudelnder donnernder oder flammender Redebeflissenheit, auch nicht in matt-müdem, ton- und klanglosem Verstandes-Sermon, sondern warm und würdevoll, so klar, so einfach, den Zuhörern angemessen, ihren Verhältnissen, ihrer beschränkten Auffassung angepaßt, oft Bilder aus ihrem täglichen Leben einflechtend, und die großen Wahrheiten des göttlichen Wortes an dasselbe anknüpfend; eine heilige Stille, Aufmerksamkeit und Gemessenheit in der ganzen Versammlung, — das Alles durchzieht unser Innerstes wie ein sanfter Melodienklang aus jenen Zeiten, wo das Kanzelwort in der Brust der Kirchgänger noch mächtig zündete und erhebt uns zur Alles um uns her verfassenden Andacht vor dem Auge Gottes im Hause des Herrn.

In den Nachmittagsstunden besuchen wir einige Dorfschulen des Kirchspiels. Hier herrscht dieselbe musterhafte Ordnung wie in der Kirche. Die Lehrer sind gewohnt den Besuch des Pastors auch unangemeldet und oftmals zu empfangen. Der Gesang wird mit großer Vorliebe cultivirt, wozu Herr Pastor Martin Körber bereits einen ganzen kleinen Vorrath an Liedern verschiedenen Inhalts herausgegeben hat, die auch größtentheils von ihm in Noten gesetzt sind. Im Ansefüllschen Kirchspiel wird niemand als Schulmeister angestellt, der nicht Gehör hat und auch selbst gut singt. Auf das Verständniß des Gelesenen und Geleserten wird selbstverständlich eine gleiche Aufmerksamkeit verwendet. Der Schulbesuch ist ein regelmäßiger geworden, weil die Pöngelder für Versäumnisse pünktlich beigetrieben werden. In der Gemeindefschule zu Lünmannsnäse hat der Arensburgsche Rath als Patron die Mittel zu einem erweiterten Unterrichte im Schreiben und Rechnen gegeben. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich aber Pastor Körber durch Einführung des weltlichen Liedes in's Volk erworben. Wenn auch noch bisher in bescheidenem Maßstabe, so ist damit doch ein Anfang gemacht. Ueber die Wichtigkeit des Volksliedes haben wir uns bereits ausgesprochen. Auf den Fluren und Stegen klingt uns das allerliebste Körber'sche Hirtenlied in seiner kindlich-anpruchslosen Melodie aus dem Munde der Hirtenkinder entgegen, oder das Meie Kirrik u. A., die auch von manchem Erwachsenen nachgesungen werden. Und bereits zweimal hat Herr Pastor Körber mit seinen Parochial-Schülern in Arensburg, während der Badesaison, estnische National-Vocal-Concerte mit vielem Beifall gegeben. Dazwischen beschäftigt er sich mit größern literarischen

Arbeiten. So ist von ihm kürzlich erschienen eine revidirte Ausgabe des lutherischen Katechismus in estnischer Sprache. Der alte Katechismus war gänzlich unbrauchbar geworden, ja es hatten sich in denselben Fehler eingeschlichen, bei denen zu verwundern ist, daß sie nicht schon früher einer Berichtigung unterzogen wurden. Die neue Katechismusausgabe ist daher eine überaus dankenswerthe Arbeit, der sich mehr Schwierigkeiten in den Weg stellten, als der Laie denken sollte, ja es bedurfte oft, neben den laufenden Amtsgeschäften, einer vollen Woche, um nur einen Satz so zu gestalten, wie der Autor es sich zur Aufgabe gemacht hatte.

Wenn man bedenkt, daß gerade das Anseküllsche Kirchspiel bei Körbers Amtsantritt eins der verwahrlohtesten war, indem selbst Sonntagschändung durch Ausübung der Fischerei während der Predigtzeit, durch Trinkgelage ꝛ. gang und gäbe war, und das Schulwesen so gut als nicht existirte, so kann man sich eine kleine Vorstellung von der Arbeit und Ausdauer machen, die angewendet werden mußten, um die so gesunkene Anseküllsche Gemeinde in vieler Beziehung auf die erste Stufe unter ihren öfelschen Schwestern zu erheben. Und der Mann erfreute sich bei seinem Schaffen keinerlei Unterstützung, keinerlei Aufmunterung, noch Anerkennung, im Gegentheil, sich selbst hat er es zu danken und dem Segen Gottes, der die Kraft dazu verlieh. Das Bewußtsein erfüllter Pflicht ist der einzige Dank, die einzige Anerkennung; man kennt den schlichten Mann kaum im Publikum.

3.

„Der Bauer hebt nicht Hand, noch Fuß,
Wenn er nicht muß.“

Altdeutsches Sprüchwort.

Wir theilen nun hier aus dem Berichte eines Schulresidenten an das öfelsche Provinzial-Schulcollegium vom Juli 1859 über eine ausgeführte Revision der preussischen Gemeindeschulen das Folgende zur nähern Einsicht mit:

„. . . . Im Kirchspiel Peude fanden sich 15 Gemeindeschulen¹⁶⁾.

¹⁶⁾ Die 12 Landkirchspiele Desels zählen: Anseküll 2000 Seelen und 10 Gemeindeschulen (nach den Acten des Provinzial-Schulcollegium.)

Keine dieser Schulen besitzt ein eigenes Schulgebäude, und findet der Unterricht daher in der Wohnung der Lehrer, oder in andern Gefinden statt.

Sämmtliche Schulmeister beziehen keinen Gehalt, wie es im §. 21 des neuen Schulplans von 1854 und in der Bauerverordnung vorgeschrieben, während die Kopfsteuer denselben nach §. 516 Art. 16 der B.=B. erlassen ist. Der Peude=Koitische Schulmeister erhält von seiner Gutsverwaltung Unterstützung an Getreide und Heuschlag. In Keugust erhält der Schulmeister ein Külmit Getreide vom Gefinde, welches Getreide er sodann nach Zahl seiner Schulkinder und der der russisch-griechischen mit deren Schulmeister verhältnißmäßig theilt.

Der Schulbesuch scheint im vorigen Winter im allgemeinen sehr mangelhaft gewesen zu sein. Auf Befragen äußerte sich der Voienzellsche Schulmeister besonders unzufrieden in dieser Beziehung.

Tabellen, wie sie der §. 50 des neuen Schulplans über den Schulbesuch vorschreibt, fanden sich nirgend vor (wohl weil die Pfarre gerade unbefegt war, in welchem Falle aber der Kirchenvorsteher dieselben hätte

Karmel . . .	3500	Seelen und 17	Gemeindeschulen.
Zamma . . .	2600	" "	7 "
Karis . . .	2800	" "	13 "
Kergel . . .	2000	" "	10 "
Kielkon . . .	6600	" "	20 "
Mohn . . .	1100	" "	9 "
Mustel . . .	2300	" "	12 "
Peude . . .	2000	" "	13 "
Pyhe . . .	3200	" "	17 "
St. Johannis	700	" "	4 "
Wolde . . .	3000	" "	17 "

(In ganz Rußland gab es vor der Freilassung der Bauern nur 1935 Bauer-schulen, excl. die Ostseeprovinzen, in den zwei folgenden Jahren stieg aber ihre Zahl auf zwischen sechs bis siebentausend. Nach dem *Современникъ*.

Diese Schulen beziehen aus der öfentlichen Ritterschafts-Kasse eine gewisse Unterstützung, die unter ausgezeichnete Schüler und zur Aufmunterung der Lehrer unter beide vertheilt wird. Dadurch zersplittert diese Summe natürlich in sehr viele und sehr kleine Theile, und wir sprechen hier aus bester Ueberzeugung die Ansicht aus, daß der eine Rubel, den der fleißige Schulmeister da etwa als Prämie zur Aufmunterung erhält, wahrlich bei seiner übrigen kärglichen Gage eine zu geringe Aufmunterung ist, um den Nutzen zu stiften, den er doch bezwecken soll.

Der Lächerliche, deren es unter den Schulmeistern leider sehr viele giebt, trägt den Rubel direkt in den Krug, da er ihn für zu geringfügig hält, um nach Hause gebracht zu werden, und der ordentliche Mann betrachtet das Geschenk mit einem gewissen Lächeln. Wenn er den ganzen Winter über mit Fleiß fremde Kinder unterrichtet hat, ohne einen Lohn zu beziehen, schenkt man ihm zur Aufmunterung einen Rubel, den er doch in zwei, höchstens drei Tagen hätte für andere Arbeiten verdienen können. — Man sollte daher diese Unterstützungssumme lieber auf eine oder zwei Schulen verwenden, und hätte dafür eine ordentliche Leistung zu beanspruchen, statt daß das Geld bei seiner gegenwärtigen Zersplitterung rein in's Wasser geworfen wird!

anfertigen müssen), und sind die Pöngelder für Schulversäumnisse nach §. 19 des Schulplans bisher weder aufgegeben, noch beigetrieben worden.

Unter solchen Umständen ließ sich von den Fortschritten nur sehr wenig erwarten, was das angestellte Examen auch bestätigte. Der geistliche Gesang, vielleicht der stärkste Hebel der Moral und Religiosität des Estenvolkes auf seiner gegenwärtigen Bildungsstufe, verfällt immer mehr, und konnten die Knaben geradezu gar nicht mehr singen.

Vom Katechismus kannten die Kinder je dem Alter nach ein bis fünf Hauptstücke auswendig, wie auch das Lesen bei den größern ziemlich geläufig ging, allein nur mechanisch sind ihnen diese Kenntnisse beigebracht, der Sinn der Worte blieb fremd, das Nachdenken ist gar nicht geübt, und kein einziges Kind war z. B. im Stande, das soeben laut hergesagte vierte Gebot mit seinen eigenen Worten kurz anzugeben! Fragen aus der Mitte des Textes blieben meist unbeantwortet, sowie dem Schüler aber die Anfangsworte eines Abschnittes gesagt wurden, war er auch im Stande, den ganzen Katechismus ohne Unterbrechung herzuleiern, wie ein Uhrwerk ununterbrochen abläuft, wenn man es aufgezogen. Die Esten haben für dieses mechanische Hersagen der Schüler auch einen passenden technischen Ausdruck, indem sie eine solche Katechismuskenntniß charakteristisch mit „kanest kaneni“ bezeichnen.

Aus dem Gesagten für unsern Zweck dienliche Schlüsse zu ziehen, so bleibt die Wahrheit unverkennbar, daß, so lange keine genügenden Mittel vorhanden sind, um ordentliche Schullehrer anzustellen, eine Hebung des Schulwesens sich kaum erwarten läßt. Man kann dem Lehrer keine Anforderungen stellen, der ohne einigermaßen angemessenen Lohn dient. Die Ernährung seiner Familie, die Unterhaltung seines Hauswesens, müssen ihn naturgemäß näher angehen, als der Unterricht fremder Kinder, den er freiwillig übernommen. Bei der Frage nun, wo die Mittel hernehmen, ließe sich anführen, daß viele Gemeinden in der Bauerbank ansehnliche Summen verzinst haben, und sollte es da nicht möglich sein, auch einen Theil der Zinsen den Schulen zukommen zu lassen? Auch sind wegen Verwendung der überschießenden Magazinbestände zum Schulzweck vom Provinzial-Schulcollegio Einer Erlauchten Kaiserlichen Tiroländischen Gouvernementsregierung bereits Vorstellungen gemacht worden. Aber diese Hilfsmittel, wenn sie bewilligt werden, sind allein für die Dauer nicht ausreichend. Da nun der Schullehrer vor allen Dingen sein wohlbegündetes Hauswesen haben muß, und zwar in derselben Gemeinde, in der er den Unterricht zu ertheilen hat, so wäre es wünschenswerth, namentlich auf großen Krongütern, die den Obrod zahlen, einen Theil der

Weide dem Schullehrer zu Feld und Heuschlag, oder sonst ein Plätzchen anzuweisen, die Balken zum Schulhause aber von der hohen Krone aus ihren hiesigen Forsten zu erbitten, und endlich die Gemeinde mit dem Bau desselben zu beauftragen.

Was den unregelmäßigen Schulbesuch anlangt, könnte die Nichtwahrnehmung der Anordnungen des Provinzial-Schulcollegii nicht länger mit Gleichgültigkeit angesehen werden, da Disciplin die vorderste Schulregel ausmacht, und es wären daher Maßregeln zu ergreifen, die dem Mißbrauch ernstlich steuerten. Da die Erfahrung lehrt, daß die Gemeindegerrichte ihrer Pflicht, die Pöngelder für Schulversäumnisse wöchentlich beizutreiben, gar nicht, oder sehr mangelhaft nachkommen, so wären die Herren Pastore zu ersuchen, nachdem ihnen die Schulmeister eine Liste der Versäumnisse eingereicht, diese gesammelten Blätter jeden Monat ans Provinzialschulcollegium einzusenden, zugleich aber von den Gemeindegerrichten die amtlich bezeugten Beitreibungen der Pöngelder gleichfalls monatlich einzufordern zur Controlle, und dann mit Lehrtern streng nach §. 19 des Schulplans zu verfahren, falls die Beitreibungen unterblieben.

Wenn gleich jetzt bei den traurigen Verhältnissen vom Schulmeister nicht allzuviel verlangt werden kann, so müßte doch jedenfalls gefordert werden, daß derselbe seine Schuljugend beim Lesen und Katechismuslernen zu mehrerem Nachdenken anhielte, da ja doch sonst der Zweck des Lernens verloren geht.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung endlich müßten zu Anfang und Ende der jährlichen Schulzeit die angefertigten Schullisten bei dem Provinzial-Schulcollegio eingehend, nöthigenfalls, um dem Ganzen mehr Ansehen zu geben, mit einer Unterschrift versehen, und revidirt zurückgesandt werden, wobei diejenigen Bemerkungen an den betreffenden Schulmeister und Pastor beizufügen wären, die die Schulbehörde zur Beobachtung und Ausführung für das nächste Wintersemester erforderlich hält.

Wenn sich Referent die Freiheit nimmt, diese Vorschläge, zugleich mit seinem Schulberichte Einem Provinzial-Schulcollegio vorzustellen, so geschieht dies nur mit dem lebhaften Wunsche, unserm Landvolke Nutzen zu schaffen, denn, nochmals sei es wiederholt, alle unsere Anstalten und Arbeiten in Betreff der Volksschule, alle Revisionen, Prüfungen, Ermahnungen u. s. w. helfen nichts, so lange uns nicht die Mittel zu Gebote stehen, ordentliche Lehrer anzustellen. Der Allmächtige wolle aber seine heilige Sache, die Jugendbildung, selbst aus Gnaden in seine Hand nehmen! Ja, der Du Herr achttausend Mann in der Wüste mit wenig Broten gespeist, gib auch den durstenden Seelen des armen Eisenvolkes das Manna, dessen sie so sehr bedürfen, das Manna eines

bessern Unterrichts, der den Geist aufhelle zur Ehre Deines großen Namens.“

Und wie viel von diesen Vorschlägen hat sich auch nur einer kleinen Beachtung erfreut? Das stumme Actengrab ist großentheils das Loos solcher Bemühungen! Ja selbst direkte Ansprachen, Schriftstücke, Aufforderungen beliebt man von kompetenter Seite mit keiner Antwort zu beehren, und ihnen mit erhabenem Stillschweigen zu begegnen, denn gegen einen gefährlichen Neuerungsjüchtler ist eben Alles erlaubt und eine *resolutio in silentio* erhöht um so mehr ein erhabenes Selbstbewußtsein, das eine gewisse Partei fälschlich konservativ nennt, wir sagen um so mehr, als darin eine Amts- und persönliche Ehrenkränkung ausgesprochen ist, dem der Gemäßregelte nichts entgegenzusetzen vermag, da keine gesetzlichen Vorschriften ihn als solchen schützen, seinen Wirkungskreis abmarken und ihm, wie jedem andern Beamten im Staate, bestimmte Rechte und eine gewisse Machtbefugniß einräumen. So lange dieses noch nicht geschehen, wird das Amt unserer Volksschulresidenten, Lehrer *z. z.* immer nur ein Schattenamt bleiben, dem alle Körperlichkeit abgeht, wie es deren viele in unsern ostseeprovinziellen Verhältnissen giebt. Aber ein solches „Nemtchen“ ist freilich von einem gewissen Standpunkt aus gerade erwünscht: „ein in Amt und Würden“ soll es sein, ohne Arbeit und ohne Verantwortung, so ist's recht, gewiß eine überraschend neue Seite der Anschauung, die der erfinderische Menschengeist dem Volksschulwesen abgewonnen hat!

4.

At Evos Pava!

Es war ursprünglich nur Zweck dieser Blätter, die Lage unserer heutigen Volksschule darzustellen, sowie auf die hohe Wichtigkeit einer zeitgemäßen Ausbildung des Landvolkes für unsere ganze spätere gesellschaftliche Entwicklung aufmerksam zu machen, um kompetenten Händen unserer praktischen Schulmänner selbst den Ausbau einer neuen Volksschule auf dem fixirten Grund und Boden zu überlassen.

Nichtsdestoweniger sieht sich der Verfasser wiederum andererseits aufgefordert, noch einige unverarbeitete Notizen aus seiner individuellen Auffassung des Gegenstandes hier im Anschlusse zu registriren, ohne damit irgendwie der Arbeit der auf dem letzten Landtage schon vor drei Jahren niedergesetzten Schulcommission vorgreifen zu wollen.

Es ist mit Recht schon oft gegen die Volksschule der Einwand erhoben worden, man dürfe zur Wahrung eines gewissen Gleichgewichts in der Gesellschaft die Bildung der untern Volksschichten nicht zu weit treiben. Wohl zu unterscheiden ist aber Bildung und Ausbildung. Ein Bildungsgrad, der für eine höhere Gesellschaftsclasse naturgemäß und unerlässlich ist, ist für eine niedrigere Classe schon als Verbildung zu bezeichnen, und darum verderblich. Darum sagt Dinter, ein preussischer Pfarrer und Schulmann, viel und vielerlei wissende Bauern habe er nie erzogen, niemals erziehen wollen, wohl aber gebildete Menschen, das Praktische klar erkennende Christen. Der Verfasser lebt der Ansicht, daß jeder Staatsbürger für seinen Beruf¹⁷⁾ möglichst ausgebildet werden müsse, wobei es sein Genügen hätte, indem bei den untern Classen ein Drüberhinausgehn von Nachtheil ist, und je höher die Lebensstellung, desto weiter sich auch die Ansprüche der Berufsbildung ausdehnen. So ist es Aufgabe gleichzeitig des Landmannes, des Kaufmannes, Handwerkers, Beamten u. s. w. bis hinauf in die höchsten Stellungen, nebeneinander, jeder für und in seinem Berufe den höchsten Zielen nachzustreben, und schon Luthers Worte: „Ein jeder lerne sein' Lection, so wird es wohl im Hause stohn!“ finden hier eine nationalökonomische Bedeutung. Demnach bezeichnen wir als verkehrt jene höchst bedauernswerthen Verbildungen und Halbbildungen, wo Personen niedern Standes, wie bei uns häufig vorkommt, durch gewisse angelernte äußere Geschicklichkeiten berechtigt zu sein wähnen, einen Platz in der höhern Gesellschaft einzunehmen, da ihnen doch die Grundbedingung dazu, die Erziehung in dieser höhern Gesellschaft selbst mangelt, und diese Leute, ihre Herkunft verrathend, und vielfach dadurch Anstoß gebend, nur unglücklich zu nennen sind.

Einerseits ist es ein Natur- und Sittengesetz für jedes mit Verstand und Vernunft begabte Wesen, an der Vervollkommnung seines unsterblichen Geistes zu arbeiten, andererseits muß aber auch den andern Ständen, insbesondere dem landwirthschaftlichen Arbeitgeber, daraus der größte materielle Vortheil erwachsen, wenn der Bauer aus seinem stupiden Schlendrian gerissen und in vernünftige Bahnen einer zweckdienlichen Bildung geleitet werde, bevor er seine eigenen Wege des Fortschrittes einschlägt, oder ihm nichtsnutzige Schwindler solche eröffnen, die nie ohne blutende Wunden ablaufen können, — denn sprengen das Alte wird der Bauer bei unsern gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen denn doch, wir mögen nun wollen oder nicht, in unserer Macht liegt es aber heute noch, dem Bauern diejenige Bildung zu geben, die wir unserm Gewissen nach für die beste halten. Es kann demnach unsere Absicht nur die sein, der

¹⁷⁾ Vergl. Zeitschrift für d. L. 1862, Heft 9, pag. 276, Aufsatz des Verfassers: Aufruf u. — Berufsstände.

ländlichen Bevölkerung eine ihrem Berufe entsprechende und demselben dienende Bildung verschaffen zu wollen.

Der Geistliche ist und bleibt der vorzüglichste, oft der einzige Bildner des Volkes, es ist daher nicht gleichgültig, in welchem Verhältniß er zu seiner Gemeinde steht, abgesehen von der Kraft und Wirksamkeit des Gotteswortes selbst, das er lehren soll, d. h. wie er es lehrt. Ueber die sonntägliche Kirchenpredigt sagt daher Dinter: „Der Handwerker und der Landmann, sie haben wöchentlich nur diese einzige Stunde, in der etwas für die Fortbildung ihres Verstandes, ihres Willens, ihres Gefühls absichtlich gethan wird. Pfarrer, wenn Du ihnen diese entziehst, ist's grausam. Wenn Du nicht Alles thust, um sie ihnen so nützlich als möglich zu machen, so ist es gewissenlos.“ Dabei vermied es Dinter nicht, sich mit seinen Gemeindegliedern über die gehörte Predigt zu unterhalten, und erfuhr auf solche Weise, was er richtig oder falsch gemacht hatte. So hatte er früher die Gewohnheit, die Ideen streng aufeinander zu bauen, so daß nur die gebundenste Aufmerksamkeit ihm zu folgen vermochte. Ein Schuhmacher in seiner Gemeinde machte ihn auf diesen Fehler aufmerksam. Dinter besuchte ihn am Sonntag Abend. „Nun Meister, Er hat heute meine Predigt recht aufmerksam angehört.“ Er: „Das war eine meschante Predigt.“ „Warum das?“ Er: „Ja sehen Sie nur, wie mir's ging. Ich hatte einmal ein paar Minuten nicht Acht gegeben, dann wußte ich gleich in der ganzen Predigt nicht mehr, woran ich war.“ Dies führt uns auf den Umgang des Pastors mit seinen Gemeindegliedern. Welche Schwierigkeiten diesem Umgang in unsern Verhältnissen im Wege liegen, namentlich veranlaßt durch die meilenweite Zerstreutheit der Gemeindeglieder, ist freilich genugsam bekannt, wie auch mit vollem Recht die Stellung unserer Pastore als gezwungene Bewirthschafter der Pastoratsländereien zu ihrem Lebensunterhalt, vielfach angegriffen worden, wodurch nothgedrungen die der Seelsorge in den Gemeinden zufallen sollende, aber auf den Ackerbau der Pastore verwendete Zeit, diesen verloren geht, so hat doch z. B. Pastor Körber diese Hindernisse zu überwinden vermocht, und steht, soweit uns bekannt, mit den einzelnen Familien seiner Gemeinde in regem Verkehr durch häufige Besuche in ihren Häusern, bei ihrer Arbeit u., denen die Früchte nicht ausbleiben können. Während andere Pastore diese Besuche für gänzlich überflüssig halten. Dinter erzog sich eine Gemeinde, von welcher er bekennen mußte, daß die Leute verständiger und besser geworden wären, unter denen er nicht umsonst gearbeitet hätte. Er besuchte seine Bauern namentlich an den kürzern Tagen, wo der Bauer oft nicht weiß, was er am Winterabende vor Langerweile anfangen soll. Dadurch zerstörte er in den meisten Familien den Aberglauben. Er bildete Bauern, welche das Ganze einer Predigt zu übersehen vermochten, und denen gegenüber er den Ton seiner Predigt steigern konnte, und doch verstanden wurde.

Die Versammlungen seiner Gemeinde, früher fast immer stürmisch in ihrem Verlauf, waren es in den letzten Jahren fast nie; die Gescheidten gaben den Ton an. Hier ein Beispiel: Der Richter Köhler war, weil er seine beiden Güter durch Brand verloren hatte, in Schulden gerathen. Ein reicher, etwas heftiger Bauer war sein Gläubiger. Derselbe will auf der Gemeindeversammlung herrschen und das Gute hindern. Köhler steht auf: „Du N., ich weiß, daß ich Dir fünfhundert Thaler schulde. Du setzt mich in Verlegenheit, wenn Du mir das Capital kündigst. Aber hier bin ich Richter und kann nicht danach fragen. Du schweigst, oder redest vernünftiger. Machst Du die Gemeinde unruhig, so zeige ich's dem Gerichtsverwalter an. Nun kündige mir das Capital, wenn Du willst.“ N. schämte sich, hielt Ruhe und kündigte das Capital — nicht.

Ein anderes Beispiel von dem segensreichen Einfluß solcher Besuche des Pastors bei seinen Gemeindegliedern ist folgendes: A hatte einen Streit über das Mein und Dein mit seinem Nachbar B. A war verreist. In seiner Abwesenheit brannte sein Haus in einer Feuersbrunst mit ab. B's Haus blieb stehn. Dinter begegnete B: „Freund, was wird Er thun?“ B: „Was sich gehört.“ Dinter war in banger Erwartung. Doch, was geschieht? B reitet A entgegen, erzählt ihm, was in seiner Abwesenheit vorgefallen, und spricht: „Jetzt bist Du im Unglück, mich hat Gott verschont. Du ziehst in mein Haus, und ich helfe Dir so gut ich kann. So lange Du baust, ruht unser Prozeß. Wenn Du aufgebaut, kannst Du ihn weiter fortsetzen, wenn Du willst.“

Besonders häßlich ist beim Bauern die Sucht nach dem Rechtsstreit. So sehr sich der Erste vormals in slavischer Untwürdigkeit beschied, so stark ist bei ihm gegenwärtig jene Sucht, zur völligen Manie geworden. Er meint die klarste Sache unmöglich anders abmachen zu können, als wenn er nicht alle Behörden in zwei, drei Instanzen früher durchläuft, ohne dabei Zeit und Unkosten in Rechnung zu bringen. Dinter begegnete nun diesem Uebel in seiner Gemeinde auf höchst geniale Weise; er erzählt: „So lange mein Bruder Gerichtsverwalter war, ließ ich durchaus keinen Prozeß aufkommen. Ich versöhnte entzweite Familien. Mein edler, die Jurisprudenz idealisirender Bruder war mit mir über folgende Punkte einig: Wenn's Spectakel giebt, so mengt sich der Pfarrer, so lange die Gemüther erhitzt sind, nicht in die Sache. Vernunft und Leidenschaft passen nicht zusammen. Sie liefen also, um ihre Feinde zu verklagen, zu meinem Bruder. Dieser sprach: „Geht heute nach Hause, ich habe nicht Zeit zum Registriren. Kommt auf den Gerichtstag, es soll Geld genug kosten!“ Sie gingen, inzwischen beruhigten sich die Gemüther, der Pfarrer besuchte sie Abends, und wenn der Gerichtstag kam, war Alles wieder vergessen. Meines Bruders Nachfolger war ein reicher und guter Mann, er konnte leben, ohne meine Bauern zu drücken, und würde

sie, auch wenn er's zu Brot gebraucht hätte, nicht gedrückt haben. Kur, nach meines Bruders Tode entstand wieder ein Familienkrieg. Ich kannte meinen neuen Gerichtsverwalter noch nicht, und war behutsam genug, mich nicht darein zu mischen. Der Mann nahm die Sache streng, beide Parteien hatten sich dabei beleidigt, und mußten ziemlich viel zahlen. In Gegenwart des Gerichtsherrn sagte mir der Gerichtsverwalter: „Ich hab's mit Fleiß so gemacht, nun sehen die Leute, was es kosten kann, und kommen nicht gleich jeder Kleinigkeit willen zum Gerichtsverwalter gelaufen.“ Ich sah, mit welch gutem Manne ich es zu thun hatte und setzte mein Versöhnungswerk unter ihm fort, wie ich's unter meinem Bruder angefangen hatte. Summa: So lange ich Pfarrer war, kam nie ein Prozeß mit der Herrschaft, nie einer mit mir, selten einer unter den Bauern vor.“

Wir theilen hier noch einen Fall aus Dinter's seelsorgerischer Thätigkeit mit, der den Hang zum Stehlen behandelt, oft vorkommend bei den untern Volksschichten und namentlich charakteristisch und weit verbreitet unter den Esten (vergl. den vorigen Abschnitt). Einer von Dinter's liebsten Schülern war im Begriff, ein braves und liebes Mädchen zu heirathen, deren Eltern aber im Rufe der Unehrllichkeit standen. Dinter begegnet dem Bräutigam, ergreift ihn bei der Hand, steht ihm scharf ins Gesicht und spricht: Lieber Sohn, was höre ich von Dir, hast Du Gefahr und Kraft erwogen? Er verstand den väterlichen Freund und sprach: „Herr Pastor, verlassen Sie sich auf mich.“ „Wohl, ich rechne auf Dich.“ Dinter traut das junge Paar, ist beim Hochzeitschmause, es geschieht nichts Ungewöhnliches. Am andern Morgen, da man eben die Ueberreste des vorigen Tages verzehrt, tritt sein Schüler auf und spricht: „Ich bin nun Euer Schwiegersohn und werde Euch ehren, wie man Schwiegereltern ehren muß. Aber das sage ich Euch kurz und gut, bringt Ihr mir einen gestohlenen Groschen ins Haus, so jage ich Euch zum Hause hinaus, und lasse Euch, so lange ich lebe, nicht wieder herein.“ Die Eltern erschrakten und versprachen, nie mehr zu stehlen.

Und hiemit habe es sein Genügen. Die mitgetheilten Beispiele beweisen hinlänglich, was der Pastor in seiner Gemeinde wirken kann. Haben wir im Lande selbst doch Beispiele, die sich den aus Preußen mitgetheilten würdig anschließen. Es ist freilich eine lange Kette verschiedener seelsorgerischer Amtswirksamkeiten von jenem vormaligen Pastor zu Runö, über den seine Pfarrkinder beim Consistorium mit der Anfrage einkamen, ob sie ihn ins Wasser setzen dürften, um seinen ungewöhnlichen Durst zu stillen (da könne er genug „soopen“), bis hinauf zu einem Dinter, aber soll denn nicht der Diener der Kirche überall in gleich gewissenhafter Weise sein heiliges Amt verwalten? Wäre es nicht besser, oder gar geboten, wenn sonst vielleicht liebe, gute Leute, denen aber die Gaben, die der Verkündiger des Gotteswortes haben muß, von der Natur versagt

sind, lieber Dekonomen oder sonst etwas werden, als gerade protestantische Pastore? Oder denen ein Glaube fehlt, der auch in der Gemeinde zündet! Oder denen die christliche Liebe fehlt, und die daher unsere theure lutherische Kirche, der niemals dieser Dünkel innegewohnt, zu einer zweiten „alleinseligmachenden“ erklären! Wird doch ins Militär nur aufgenommen, wer sich durch einen gesunden Körper u. ganz zu den Anforderungen des Militärdienstes eignet, und der Krüppel u. zurückgewiesenen; nimmt man doch auf Universitäten zu Medicinern u. zurückerfahrene und vollkommen geeignete Persönlichkeiten an: warum läßt man denn die Wahl mit des wichtigsten Berufs für die Menschheit, des Seelenarztes, des Vorkämpfers im Glauben, auf unsern Hochschulen völlig frei, ohne Auswahl? Im Auslande findet eine derartige Schranke auch für Theologen bereits statt, indem in den dasigen beiden theologischen Seminarien, dem niedern und dem höhern, nach Wahl der Seminarvorstände, schon niemand Zutritt oder weitere Beförderung erhält, der sich nicht zu seinem künftigen, schwerverantwortlichen Beruf vollkommen eignet.

Es herrscht keine rechte Andacht mehr in unsern Landkirchen. Zuerst der Ohren und Gefühle zerreißende, im höchsten Grade disharmonische Gesang¹⁹⁾ der Gemeinde. Dann das ununterbrochene Scharren, Trampeln, und sonstige Störungen der Leute, die eben sich in der Kirche geriren wie an allen andern Orten, ohne heilige Ehrfurcht und stille Zurückhaltung im Hause des Herrn. Dann kommt die Predigt. Es ist schrecklich zu sagen, aber in wie vielen Kirchen macht sich's die Gemeinde

¹⁹⁾ Die estnische Sage (N. 168) findet Analogien zwischen dem musikalischen Hahn und dem Küster; wir geben sie hier ungeschmälert wieder: „Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann war auf Reisen gewesen, und als er zurück kam, fragte er die Frau, wie es während seiner Abwesenheit zugegangen sei. „Was ist doch, sagte er, aus unserer schwarzen Kuh geworden?“ „Die ist nach Desel gegangen und in Arensburg Amme geworden!“ „Hm, hm! Das dachte ich mir wohl schon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war, denn wenn sie gemolken wurde, so war es gerade so, als wenn eine Amme ein Kind stillt.“ — (Alles, was der Este mit „schwarz“ bezeichnet, steht mit dem Teufel in Beziehung, drückt also etwas Uebles, eine Untugend aus, wie die schwarze, kuhsaugende Kage der Mythe auf pag. 18. — Es ist mit der schwarzen Kuh-Amme nicht übel angedeutet, wie die deutsche Bevölkerung auf Desel durch fortgesetzte Verwendung von estnischen Ammen seit Jahrhunderten ihren Kindern manches wilde Reis dieses Volks aufgefropft hat!) — Doch der alte Mann in der Sage fuhr fort zu fragen: „Und was ist denn aus unserm schwarzen Hunde geworden?“ „Der ist nach Desel gegangen und dort Pastor geworden!“ — „Hm, hm! Das dachte ich mir wohl schon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war; denn wenn er bellte, so war es gerade, als wenn der Pastor predigt. — Aber was ist denn aus unserm schwarzen Hahn geworden?“ — „Der ist nach Desel gegangen und dort Küster geworden!“ — Hm, hm! Das dachte ich mir wohl schon vor langer Zeit, als ich noch Hüterjunge war; denn wenn er krähte, so war es gerade so, als wenn der Küster singt.“

nicht geradezu bequem zum Schlafen¹⁹⁾! So wie der Text verlesen und man sich gesetzt, streckt man sich aus und schlummert sanft ein, daß nicht selten ein Schnarchen sich hören läßt, bis das Amen erfolgt und die Schläfer wieder erwachen. (Ist dieser ekelerregenden Erscheinung kein Mittel gewachsen??)

Daher kommt es, daß das Volk hört, ohne zu hören, ohne Erkenntniß. Mechanisch leiert das Schulkind seinen Katechismus her, mechanisch besucht der Erwachsene sonntäglich die Kirche, aber was gelehrt wird, was er liest, das weiß er selbst nicht, davon nimmt er nichts in sich auf, und kann natürlich auch nichts im Leben verwerthen. Als daher Jemand seinen Kutscher, dem er den Postimees, eine estnische politische Zeitschrift, hielt, fragte, wie sie ihm gefiele, gab derselbe zur Antwort: „Immer ganz gut, ist's doch alles ein Gotteswort (ta on jo üks Jummal senna).“ Der Este besitzt eben im Allgemeinen keinen Glauben, und weiß von dem unterschiedlichen Bekenntnisse unserer protestantischen Kirche noch so viel als gar nichts. Damals vor zwanzig Jahren wäre es ihm ganz gleichgültig gewesen, in Aussicht auf fette Däsen und große Mehlschiffe, ob sich zur Lehre Mohameds und Brahmas, oder zu einer andern christlichen Kirche zu bekennen. Nicht zu gedenken einiger ganz empörender Mißbräuche in unsern Landgemeinden, wie z. B. das rohe und gemeine Betragen der Leichenbestatter auf den Beerdigungen, wo drei, vier Mann, stark angetrunken, auf dem Sarge sitzend, bei jedem Krüge anhaltend, die Leiche oft in Carriere zur Kirche und auf den Friedhof fahren, und dabei in roher Weise ihrer Weinlaune die Zügel schießen lassen, was allerdings nicht geschähe, wenn der Pastor in Person jede Leiche auf den Gottesacker begleiten wollte. Nur auf der Halbinsel Schworbe herrscht die alte schöne Sitte, die Leiche unter ununterbrochener Abfingung von Chorälen in die Kirche und auf den Friedhof zu geleiten, obgleich diese rohen Seeleute sich im übrigen Leben nicht gerade durch feinere Sitten vor den übrigen Esten auszeichnen. Sollte dieser Gebrauch bei der Leichenbestattung nicht mit einem frühern scandinavischen Einfluß auf die Schworbianer zusammenhängen, worauf wir bereits im vorigen Abschnitt hingewiesen? Selbst in großen Weltstädten, wo die Entfittlichung sprichwörtlich geworden, und die Erscheinung des Todes im lauten Getriebe des täglichen Lebens fast unbeachtet vorübergeht, wird der irdischen

¹⁹⁾ Daß das Schlafen in der Kirche schon was Altes ist, beweist die Mythe vom Bohrloch, wo ein Bauer ein Teufels-Mädchen geheirathet, die während der Predigt einmal gelacht, und darüber befragt, die Antwort gab: Ich sah, wie der Teufel an der Wand des Gotteshauses stand und daselbst auf eine große, ausgespannte Pferdehaut die Namen aller derer schrieb, die in der Kirche schliefen. Da die Haut aber nicht groß genug war, so viele Namen zu fassen, so suchte er sie mit den Zähnen auszurecken, und schlug dabei öfter mit dem Kopfe an die Wand. Und darüber lachte ich.

Hülle des unsterblichen Menschengewisses von Hoch und Gering stets mit der größten Ehrfurcht begegnet. So rief es beim Verfasser immer einen tiefen Eindruck hervor, wenn er über die Place de la Bastille schreitend, der Julisäule vorbei dem Pere la Chaise sich näherte und vor den ihn passirenden Leichenzügen dieses Pariser Volk die Hüte ziehen sah.

Einen andern Mißbrauch üben die Communicanten, indem sie während des heiligen Abendmahls den Kelch mit den Zähnen festzuhalten suchen, um in sündlicher Weise noch einen zweiten Zug aus demselben thun zu können. Allbekannt ist es auch, daß die griechische Geistlichkeit ihre estnischen Gemeindeglieder durch executive Vermittelung der Polizei und des Ordnungsgerichtes zur Communion veranlassen muß.

Es ist gewiß wahr, wir sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten, und jeder Christ hat sich für den größten Sünder zu halten, und erst den Balken aus dem eigenen Auge zu ziehen, bevor er den Splitter im Auge seines Nächsten richtet, aber ebenso ist es auch dem Staatsbürger und Christen Pflicht, die Schäden und Unordnungen in der Gesellschaft und Gemeinde, im Gegensatz zur Demuth und zudeckenden Liebe in allen persönlichen Verhältnissen, aufzudecken und auf deren Abstellung zu dringen, zum Wohle der Gesammtheit.

Dieses hielt der Verfasser für erforderlich vor auszuschicken.

Fernere Bildungsmittel für's Volk wären etwa folgende:

1) Literatur. Wie schon erwähnt, war die Bibel das erste Buch, das in der estnischen Sprache gedruckt wurde, und welche Bedeutung wir derselben auch als literarische Erscheinung beilegen müssen, ist gleichfalls schon erwähnt. Es folgten darauf Gesangbuch, Katechismus, und eine größere Anzahl geistlicher Tractätchen.

Die weiche, biegsame estnische Sprache ist besonders geeignet für die gebundene Rede und das nationale Gesangbuch, das sich sammt dem Katechismus der Bibelübersetzung würdig an die Seite stellt, liefert daher einen wahren Schatz christlicher Erbauungsätze. Nicht ganz derselben Ansicht können wir in Bezug auf die Tractätchenliteratur sein. Es ist hier zwar auch manches Bessere geliefert worden, aber auch viel Flaches, Unreifes, wie wir uns denn überhaupt gegen einen gewissen Tractätchen-Typus aussprechen müssen, der, aus dem Englischen entlehnt, katholische Ungeheuerlichkeits-Bilder mit protestantischer Lehre verbindend, eine Art Niedertreten der Seele bewirken soll. Warum denn aber zu diesen, jedenfalls erkünstelten Hilfsmitteln der Andacht greifen, wo wir das reine Gotteswort in Händen haben? Wie oft ist hinter solchen äußern Bußübungen mehr Schein als Wahrheit! Wo diese Flugblätter Bilder, namentlich aus unserm Volksleben entlehnen, statt aus der, unserm Volke fremden, englischen Fabrikbevölkerung und andern Orten, die göttlichen Wahrheiten in einfacher, phantastefreier Weise daran knüpfend, da mögen

sie sich jedenfalls mehr für unser Volk eignen, als bisher. Diese kleinen Sachen sollen eben Licht, Kraft, Innigkeit verbinden, statt winselnd im Meer der Gefühle zu schwimmen.

Da die meisten Schriften Uebersetzungen sind, so hat man sich nicht immer bemüht, Passendes zu wählen. Vieles, wenn es nicht geradezu schädlich ist, trägt doch zu sehr den Charakter des Fremdartigen, als daß es von den Esten verstanden werden könnte, so z. B. eine Uebersetzung von Hölth's Lenore durch den moonschen Schulmeister: Leno tausis koido ajal u. a. m. Zuletzt ist noch zu gedenken der, in letzter Zeit aufgetauchten, Zeitungsliteratur.

Soweit uns bekannt, erschienen bis jetzt zwei estnische Blätter, der Tarto- und der Perno-Postimees, von denen das erstere bereits eingegangen ist.

Sollen wir auch über diese ein Urtheil fällen, so kann sich dasselbe nur unserm vorigen anschließen. Diese estnischen periodischen Blätter nehmen zwar noch nicht denselben Standpunkt der äußersten Ultra's ein, wie die lettischen (ecco, Jung-Lettland, Woldemar und Consorten), haben aber den Kreis weit überschritten, der ihnen in und durch die Nationalität, für die sie schreiben, eng gezogen ist. Der Bauer liest daher aus ihnen höchstens nichts heraus, wenn sie ihm nicht gar aus übel verstandener Beurtheilung entfernt liegender Zustände fremder Länder als Wärmheerd seiner abderitischen Freiheitsideen dienen, wie es bekannt ist, daß die Esten, durch den Postimees veranlaßt, während des indischen Aufstandes für die Nationalen jenseits der Oceane lebhaft Partei nahmen, indem sie sich mit ihnen, die Engländer aber mit der deutschen Bevölkerung unserer Provinzen verglichen, und fragte ein alter Bauer in Bezug darauf seinen Pastor, ob das Tallurahwas Indiamaal nicht bald die Saksad todtschlagen werde!

Jetzt wo der Est seine Selbstständigkeit zu fühlen beginnt, wo er sich nach einer Lectüre umsieht, wäre es geeignet, ihm eine Literatur zu schaffen, die seinen Bedürfnissen entspräche. Dieselbe müßte, möge sie nun Gebieten angehören, welchen sie wolle, sich eng dem alltäglichen Leben des Volkes anschließen, wenn sie ihren Zweck erfüllen und in den Ideengang ihrer Leser Eingang und Verwendung finden soll, indem sie in einfach ungekünstelter und klarer Weise Bilder aus diesem Alltagsleben zum Fond ihrer Darstellungen wählt, um denselben, sei es nun welche Lehre, Wahrheit u. anzuknüpfen mit durchgehender Vermeidung alles Fremdartigen, von dem sich der, in den engen Grenzen seiner abgeschlossenen Heimathgegend lebenslänglich sich bewegende, Bauer keine deutliche Vorstellung zu machen weiß.

Auf religiösem Gebiete würde sich wohl außer Predigten, Liedern und directen Erklärungen der heiligen Schrift kaum etwas für's Volk eignen, es ist aber die Zeit gekommen, wo demselben auch eine andere Literatur durchaus Bedürfniß geworden zu sein scheint.

Das Ausland ist uns vorangegangen mit seinen vielen vortrefflichen populären Schriften, mit seinen Männern, die sich ganz dem Volkswohle widmeten, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit im Volksleben Wandlungen hervorriefen, die wahrhaft in Erstaunen setzen, wie z. B. durch Zschofke in der Schweiz (interessanter Vergleich des schweizerischen Volkslebens vor Zschofke und des von heute!).

Nach unserm Dafürhalten müßte eine geeignete Zeitungsliteratur bei unserm Landvolke den Anfang machen, weil periodische Blätter ihrer Billigkeit und Beweglichkeit wegen die meiste Verbreitung finden. Als Muster einer solchen Anfangsliteratur würde stets Zschofke's „Schweizerbote“ vor vielen andern zu erwähnen sein. Auch richte man sein Augenmerk auf eine verbesserte Redaction des Volkskalenders²⁰⁾ mit geeigneten Bildern²¹⁾ für die Bauernstube im Interesse unsers Volksbildungsprojekts, da der Kalender ohne außerordentliche Kosten in Jedermanns Hände kommt.

Die ländliche Bevölkerung unserer Provinzen beschäftigt sich ausschließlich mit dem Ackerbau. Die sie umgebende Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihr Beruf liefern einen reichen Stoff der Unterhaltung und Belehrung. In anregender, das Selbstdenken weckender Weise wären diejenigen Naturerscheinungen, die täglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, besonders die auf den Landbau influirenden zu erklären, um zu zeigen, welche wichtige Rolle die Naturkräfte spielen, welche Vortheile ihre Benutzung im praktischen Leben gewährt, und welche Nachtheile durch ihre Mißachtung entstehen können. Ferner die Verarbeitung und Verwendung unserer Landeserzeugnisse, die Conjunctionen unsers Handels, die Gestaltung der Marktpreise u. Dazwischen größere oder kleinere Erzählungen aus dem täglichen Leben, die in körniger, ungekünstelter Weise eine Lebenswahrheit, einen Religionsbegriff verkörpern,

²⁰⁾ Seit 1830 erscheint unter Leitung der belgischen Regierung ein Almanach industriel populaire de Belgique und ein Almanach des Agriculteurs. Einer dieser Kalender enthielt z. B. folgende Abhandlungen: 1) Avis à un jeune ouvrier par Franklin. 2) La science du bon homme Richard. 3) L'influence des progrès de l'industrie et des arts sur le bien-être des classes ouvrières; Sociétés d'épargne, pour les provisions d'hiver. Empfehlenswerthe Stoffe für die Volksliteratur.

²¹⁾ Welch schlechte Bilder finden wir nicht beim gemeinen Mann? Selbst geschmackloses wird nicht verschmäht. Der Bauer ergreift gar gern ein Bild, oder auch nur ein buntes Blatt, wo er es nur findet, um damit seine Stube zu zieren, oder es als Buchzeichen in seine Bibel oder Gefangbuch zu legen. Und welche Aufnahme hätte noch Edles zu erwarten bei dieser ausgesprochenen Liebhaberei? Zur Vervielfältigung für die Bauernstube ließen sich empfehlen die anmuthigen, lebenswahren Charakter-Schöpfungen des genialen Dorf-, Genre- und Landschafts-Malers Ludwig Richter in Dresden. Ebenso für die Dorfjugend die Bilder von Dskar Pletsch in dem in Berlin bei Weidmann 1862 erschienenen Kinderbuche: „Was willst Du werden?“

und namentlich zeigen, was der Mensch durch Fleiß, Arbeit und Ausdauer errungen, und noch täglich jedem zu erreichen ermöglicht ist.

Das wären etwa die Anhaltspunkte und ein geeigneter Stoff unserer Volksliteratur, gleichviel ob diese die Spalten kurzer Flugblätter einnimmt, oder aber in größern, selbstständigen Werken auftritt. Männer wie Körper wären vom Staate zur Beschaffung einer geeigneten Volksliteratur zu gewinnen, und so zu stellen, daß sie sich derselben, als einer Lebensaufgabe, ganz widmen könnten. Politisches dagegen kann für's Erste für den Nationalen von keinem besondern Interesse sein, ja selbst aus dem eigenen Lande ist es ihm durchaus verfrüht zu bieten, so lange er noch eine so niedere Stufe der Bildung einnimmt, als bei uns; er würde es nur mißverstehen, und daraus aller Nachtheil erwachsen. Selbst Geschichtliches und Geographisches eignet sich bei uns mehr zum Jugendunterricht als in die heutige Volksliteratur, da die zu ihrem Verständniß erforderlichen Begriffe dem Osten noch zu fern liegen, bis erst nachrückende Generationen im Besitze einer Schulbildung sein werden.

2) Volksfeste. Dieselben spielen jedenfalls eine große Rolle in der Volksentwicklung (die alten griechischen und die neuen deutschen Volksfeste — Volks-Spiele), besonders wichtig könnten sie aber für den Osten werden, um seinem dürrn Charakter eine etwas idealere Erhebungsfähigkeit einzupfropfen, einen poetischen Schwung, und ihn zugleich für ein reges, gesellschaftliches Leben empfänglich zu machen. Diese Volksfeste müßten namentlich zur Veredlung seiner Freuden beitragen. Gegenwärtig ist ihm der Branntwein der höchste Genuß und der Krug der einzige Vergnügungsort. Man könnte die alten, nationalen Volksfeste mit ihren althergebrachten Gewohnheiten weiter ausbauen. So an den Johanniſtag, der die Natur in ihrer schönsten Entwicklung bei uns zeigt, die Feier des Lenzes knüpfen, am Michaelſtag das Erntefest, den Martinstag als eine Art Carneval mit lustigem Nummenschanz begehen u. a. m.

Aufführung von Volksliedern in mehrstimmigen Chören, gesellschaftliche Spiele, bei denen körperliche Geschicklichkeiten und Vorzüge den Preis erhielten, könnten auf diesen Volkszusammenkünften mit der gemeinen Conversation und dem Austausch der Ideen abwechseln. So analog den griechischen Spielen: das Wettlaufen, — Ringen, — Springen, — Schwimmen, denen sich, namentlich auch für die Krugsunterhaltung geeignet, das Schachspiel, Kegelspiel, Räthselaufgeben u. A. anschließen könnte. Eine folgenreiche Erweiterung ihres Wirkungsbereiches erhielten ferner diese Volksfeste, wenn die Staatsregierung es geeignet fände, mit denselben kleine Ausstellungen landwirthschaftlicher und

technischer Erzeugnisse zu verbinden, populäre Vorträge²²⁾ aus der Natur und Landwirthschaft halten zu lassen, und die zusammengeströmten Massen durch Prämirung des sich Auszeichnenden sowohl für Produkte und Verbesserungen selbst (Kleethaler!), als auch an körperlichen Geschicklichkeiten und im Beruf (Wettspflügen, — Mähen ic.) zu fruchtbarem Wettstreit aufzumuntern. Auch die Anhänglichkeit, der Stolz auf die Volksstracht²³⁾ hat eine ethisch — wie politisch — hohe Bedeutung, und sollte durch jedes Mittel geweckt und erhalten werden, wozu die Volksfeste gleichfalls Veranlassung gäben.

3) Das Volkslied. Wir haben schon oben gesehen, welchen Einfluß der Gesang auf die Volksbildung, namentlich der Esten ausübt, und müssen daher denselben als eins der ausgezeichnetsten Bildungsmittel für uns anerkennen. Pastor Körber ist es gelungen, einen kleinen Anfang mit dem Volksliede zu machen, wobei es aber sein Bewenden haben muß, wenn diesem Unternehmen keine anderweitige Unterstützung zugewendet würde, denn das Kind, das heute, und auch nur im Kirchspiel Anseküll das Körber'sche Hirtenlied singt, wird die einfache Weise in erwachsenen Jahren vergessen haben und sich nach stärkerer Speise umsehen. Das Volkslied²⁴⁾ müßte sich also auch auf die spätern Lebensalter ausdehnen, und so in einem volltönenden Liederbuche zusammengestellt, und vom Kinde bis zum Greise in Wald und Flur gesungen, zu einem wahren Volkschatze werden.

In musikalischer Beziehung verrathen die Esten viel Gehör. In frühern Zeiten war ihr einziges musikalisches Instrument die Sackpfeife, oder der Dudelsack, der Torropil und die Hüterkinder und jungen Leute bedienten sich im Frühling der noch jetzt überall gebräuchlichen Flöte aus abgelöstem Weidenbast, Pajopil, dem man zur Zeit des Säfteganges die

²²⁾ So sind in der Schweiz noch die jährlichen, sogenannten Vettagsmandate eine politisch-religiöse Ansprache an's Volk, eine Art Hirtenbrief der Regierung.

²³⁾ So erschien der Herzog Emil Leopold August von Altenburg auf dem Balle der Altenburgerbauern, aus Veranlassung der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg im Jahre 1843, in der Altenburgerbauerntracht, und der von ihm den Bauern gewidmete Pokal führt die Inschrift: „Haltet fest an der Väter Sitte und Tracht.“

²⁴⁾ Schon Luther sagt vom Gesang: „Wer nicht liebt . . . Wein und Gesang, der bleibt ein Esel sein Leben lang!“ — In Deutschland machte man schon im vorigen Jahrhundert interessante Versuche im Volksgesang, wie in den Liedern für den Landmann, in Musik gesetzt, nebst zweien Schweizerliedern und einer Cantate, Zürich 1773,

und den

Liedern for den Boorenstand, von Agathe Decken, 1797.

Die heutigen herrlichen deutschen Volkslieder, die mit dem Wesen und Wirken des deutschen Volkes bereits unzertrennlich geworden sind, brauchen wir nicht erst hier noch anzuführen.

Holzmasse mit großer Leichtigkeit herausziehen kann, und des Heinpil, gefertigt aus dem starken Schafte der *Angelica silvestris*, die zur Heuernte um Johanni auf unsern schönen Heuschlägen in Blüthe steht und überall wächst, oder die Kinder bedienten sich des Kopil, Röh-Pfeife aus dem unsere Sümpfe bedeckenden und zu Dächern uns unentbehrlichen Schilse *Phragmitis communis*, Röh, Rogusi genannt. Diesen vergänglichen musikalischen Apparaten, die mit der Frühlingsluft kommen und gehen, denn sobald ihr Pflanzensaft vertrocknet, können sie nicht mehr, wurden bald die Maultrommel und die Geige zugesellt, gleichfalls von eigener Fabrikation, während neuerdings die künstliche Harmonika ein sehr beliebter Begleiter der heitern Mußestunden des Esten geworden ist; doch das alte Torropil (gefertigt aus dem gegerbten Seehundsmagen) behauptet trotzdem noch immer den ersten Platz. In den estnischen Teufelsagen kommt der Dudelsack häufig vor. Ihn spielt des Teufels Sohn, der kleine Thomas, oder der kleine Skrat, oder auch ein simpler Tont mit großer Meisterschaft und soypt häufig die Menschheit damit, weshalb die Prediger gegen den Gebrauch dieses Teufelsinstrumentes häufig eiferten, worüber unsere Kirchenarchive noch manche Actenstücke aufbewahrt haben, so nannte es Pastor Lithander auf Ruckö († 1789) nur den Höllensack, oder des Teufels Blasbalg. Vor Zeiten war bei Esten und Schweden in Dagö, Desel und andern Küstengegenden der Dudelsack auf allen Hochzeiten und Festen nicht bloß ein unumgängliches Instrument, sondern auch selbst der Begleiter bei der Arbeit, besonders beim Kornschnitt und der Heuernte mußte ein Mann mit dem Torropil und dem Taar- oder Bier-lekher (= Fäßchen) unter den Schnittern beständig auf- und abgehen. Ja, Rußwurm sagt, pag. 134 d. S., in Dagö hätte früher immer von zwei Arbeitern der eine Musik machen müssen, während der andere arbeitete. In Desel ließ ein alter Urendator sein Korn stets unter dem Klange des Dudelsacks schneiden, ebenso der Wanna karro in Reval. In Desel und wohl auch in andern Gegenden sind die sogenannten Talgut noch gebräuchlich. Namentlich zur Erntezeit wurde zur Beschleunigung der Arbeit eingeladen, wer nur kommen wollte, und dieser Schnittergesellschaft ward dann als Tageslohn ein gewöhnlich dreimaliges, reichliches Festessen und Festtrinken zu Theil, wobei der Dudelsack als Tafelmusik fungirte. Den Schluß der heißen Tagesmühen aber bildete ein Tänzchen vor den gefüllten Scheuern, wiederum unter den Klängen der Sackpfeife und der Jubel dauerte oft bis zum grauenenden Morgen. (Sollte nun die Sackpfeife und dieser musikalische Frohsinn, der jetzt wohl kaum noch anzutreffen ist, uestnisch sein oder auf den schwedischen Einfluß hindeuten?)

Zu einem zweiten estnischen National=Epöß neben Kreuzwalds Kalewipoeg bietet unsere Töll=Sage, Sur Töllo — namentlich für Desel einen reichhaltigen Stoff. Ihr ließen sich auch unsere Zeitinteressen gut

anpassen — Kraft, Muth, Stärke, Ausdauer im Kampfe mit der rohen Natur (Töll's Kämpfe gegen seine Feinde, sein Ringen mit den Riesen 2c. 2c.), Veredlung der Sitten, des Charakters, Belebung der Gesinnungstüchtigkeit, Abschreckung und Warnung gegen das unwahre Wesen, gegen Lug und Trug (Betrug der Hüterkinder an Töll's Grabe; Früchte desselben durch Töll's Fluch), Verherrlichung des Ackerbaus (Töll's Kohlgarten, Spaten, Riegesparren, Ochsenwagen 2c.), und endlich Sieg der Bildung und christlichen Religion über die rohe Naturkraft, die Sklaverei und das Heidenthum (Töll's Kirchenbau. — Nämlich die von Rufwurm und Luce mitgetheilte Sage über den Kirchenbau Desfels durch Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, wird aber auch wieder von Andern als von Töll und seinem Bruder auf Gottes Geheiß ausgeführt erzählt, während die Kirche zu Pyhe jedenfalls der heilige Geist errichtet haben soll).

4) Die Volksschule ist nun das stärkste Bildungsmittel. Vom Unterricht der Erwachsenen, wie in Sonntagschulen der Städte, muß in unsern Verhältnissen beim Landvolke gänzlich abgesehen werden. Populäre Vorträge über gemeinnützliche Gegenstände wären das Einzige, was hier noch anzuführen wäre. Demnach fällt der Schwerpunkt der Volksschule auf die Jugendbildung. Wir sprachen uns bereits dahin aus, wie es erspriechlich wäre einen Jugendunterricht anzubahnen, der ganz besonders für den spätern Lebensberuf vorbereite, also der Volksschule mehr den Charakter einer Fachschule beizulegen. Diesem Motiv müssen wir ein zweites zugesellen.

Die Entwickelungsgeschichte der Völker lehrt, wie zuerst die Geistlichkeit allein den Jugendunterricht leitete, wie aber bei den steigenden Anforderungen an denselben sich später in allen Staaten ein besonderer Pädagogenstand ausgebildet hat. Namentlich in protestantischen Ländern, wo ein allgemeiner Jugendunterricht für alles Volk angestrebt wird, und es keine Klöster giebt, die sich des Unterrichts annehmen könnten, kann der Seelsorger in seiner Gemeinde unmöglich auch noch Zeit für einen erweiterten Jugendunterricht erübrigen. Er hat daher, wie überall, auch bei uns den Schulunterricht Personen überlassen müssen, die nichts weniger als dazu befähigt sind, und hat nur in examinirender und ermahrender Weise sich an demselben betheiligen können, wie bei uns, was eben für die Zukunft nicht mehr ausreichen dürfte. Wenn also aus diesem Grunde in den protestantischen Ländern des Auslandes, die Volksschule von der Kirche getrennt und einem besondern Pädagogenstande übergeben wurde, so geschah damit nur eine Fixirung der frühern Praxis, die dieselbe blieb, nur daß sich die eigentlichen Volksschullehrer verbesserten. Es versteht sich von selbst, daß der Religionsunterricht in den Schulen nach wie vor der Geistlichkeit verbleibt. Wem aber dann das Volksschulwesen unterzuordnen sei, das müßte

weiter bestimmt werden; wünschenswerth ist's jedoch jedenfalls, aus mehr als einem Grunde, der allgemeinen Schulverwaltung im Staate.

Der erste Schritt nun für die neue Volksschule wäre die Gründung eines *Schullehrerseminars*, und da unsere Kräfte allein zu diesem Unternehmen nicht ausreichen möchten, so gelänge es vielleicht mit den übrigen estnischen Kreisen Livlands gemeinschaftlich eine solche Anstalt in's Leben zu rufen.

Der Verfasser steht sich nur im Stande seine individuellen Ansichten hier auszusprechen, ohne etwaige Correcturen bewährter Schulmänner, die ihm leider nicht zu Gebote stehen, mitverarbeitet zu haben, und dürfen daher über eine neue Construction der Volksschule hier nur einige allgemeine Hauptpunkte aufgeführt werden, wie folgende:

a) Die Mittellostigkeit unserer Verhältnisse einerseits, und die große Zerstretheit der Wohnstge der ländlichen Bevölkerung andererseits, machen es rathsam, vom frühern System abzugehen und den Jugendunterricht in zwei große Abtheilungen zu bringen. Sobald nämlich die Kräfte nicht ausreichen, der gesammten Jugend eine genügende Bildung zu verschaffen, wird es bis zu bessern Zeiten dem Ganzen dienlicher sein, wenn eine *Minderzahl* etwas tüchtiges lernt, statt daß *Alle* eine verdünnte Dosis bekommen, d. h. soviel als nichts lernen. Aus diesem Grunde wäre die Schuljugend zu theilen in diejenige, der außer ihrem spätern Confirmandenunterricht, nur eine häusliche Unterweisung der Eltern im Lesen, Singen, Katechismus zu Theil würde, wozu sämmtliche Mädchen und die minderbegabten Knaben zu rechnen wären, und zweitens wären aus diesem Gros die fähigern Knaben auszulesen und in besonders eingerichtete, förmliche Lehranstalten als *Alumni* unterzubringen.

b) Die Größe und Zahl dieser Knabenschulen (etwa zehn, oder die Hälfte, fünf, auf die zwölf Landkirchspiele der Insel) müßten sich natürlich ganz nach den disponibeln Mitteln richten. Strenge wäre aber das Prinzip einzuhalten, daß ausschließlich fähige Köpfe zugelassen würden. Wenn nur irgend ausführbar, müßten diese Schulen, nicht wie bisher, bloße Winterschulen sein, sondern der Unterricht das ganze Jahr gleichmäßig fortgesetzt werden, indem es in der Praxis genugsam erwiesen, wie viel den Schülern durch den freigegebenen Sommer verloren geht. Die Schulen hätten in zwei wenigstens bis drei Classen zu zerfallen. Geläufiges Lesen, Singen und Katechismus wären Aufnahmebedingungen. Die Aufnahme wäre so einzurichten, daß die Schüler zugleich in ihrem letzten Schuljahr confirmirt würden, wo sie zwei bis drei Jahre der Schule besucht hätten, je ein Jahr auf jede Classe gerechnet (wenn der Unterricht das ganze Jahr hindurch dauert, bei Winterschulen dagegen ist die doppelte Zeit anzunehmen). Den Unterricht leiteten zwei

Lehrer, die sich auch in die Aufsicht und Beforgung der Beföstigung der Schüler zu theilen hätten.

c) In Grundlage der oben ausgesprochenen Ansicht müßten diese Schulen den künftigen Landbauer für seinen Lebensberuf und als Menschen ausbilden, ohne jedoch eigentliche Ackerbauschulen zu sein. Gegenwärtig, wo es bei der sich verbreitenden Knechtswirthschaft so sehr an ausreichenden Arbeitskräften auf den Gütern mangelt, würde sich gewiß mancher Landwirth gewinnen lassen, gegen eine bestimmte Arbeitsleistung der Schüler, Sommer und Winter denselben freie Kost, Wohnung und Heizung auf einem Gute zu verabfolgen, oder aber nur ein mäßiges Entgelt dafür zu berechnen, wogegen die Eltern die Kleidung der Schüler selbst zu besorgen hätten. Die Schüler hätten, auch außer diesen wirtschaftlichen Beschäftigungen, noch ein selbstgewähltes Handwerk, namentlich an den langen Winterabenden zu treiben, wozu die Lehrer ein solches gelernt haben müßten. Wir führen eine solche private Unternehmung natürlich nur als Auskunftsmittel für den Fall an, wenn die hohe Staatsregierung es nicht erspriesslich fände, auf ihren zahlreichen Landgütern in Desel für ihre unmittelbar-eigenen Kronsgemeinden verbesserte Schulen einzurichten, zu denen die unwohnende, private Dorjugend, je nach Umständen, gleichfalls Zutritt erhielte.

d) Der theoretische Unterricht in den Schulen hätte zu bestehen, außer der Religion, in Schreiben, Rechnen, Naturwissenschaft, Landwirthschaft, alles in der Volkssprache. Der junge Erste oder Letzte soll eben in der Schule durchaus seine angeammte Rationalität bewahren, ohne durch den Unterricht und die ihm gebotene Bildung zugleich Russe oder Deutscher werden zu müssen, der aus seinem Volke austritt, oder gar mit Geringschätzung von seinem höhern Standpunkte auf dasselbe herabblückt. Der Gesang würde geliebt werden in der täglichen Morgenandacht. Unter dem Schreiben wollten wir verstanden haben eine gute Hand und einen guten Styl. Freie Aufsätze wären bei den Schülern bis zur möglichsten Vollkommenheit auszubilden über Themata aus der umgebenden Natur und Landwirthschaft. Dem müßten sich anschließen selbstgeschriebene und memorirte, oder auch ganz frei zu haltende Reden und rhythmische Arbeiten.

Die Mathematik wäre möglichst mit zu treiben, mit Aufgaben aus der Natur und Landwirthschaft. Aus den Naturwissenschaften wäre nur Dasjenige herauszuheben, was auf dem eigenen Grund und Boden praktisch nachgewiesen und bewiesen werden kann. So aus der Geologie die Formationen der Heimathgegend, deren Erkenntniß, Entstehung und Bedeutung für den Boden; aus der Botanik nur die Heimathpflanzen und zwar nur die sich durch einen praktischen Schaden oder Nutzen hervorthuenden, namentlich die Acker- und Gartengewächse,

die Unkräuter, die Forstpflanzen, ihre Erkenntniß, Classifizirung, Bestimmung, Lebensverrichtungen; aus der Zoologie nur die praktisch nützlichen und schädlichen Thiere: Hausthiere, schädliche und nützliche Forst-, Garten-, Acker-Insecten und Thiere; ausführlich die Physik, besonders die Mechanik und Atmosphärologie mit praktischen Experimenten. Eingeflochten müßte hier noch werden das Hauptsächlichste aus der physikalischen Geographie und die Grundlehren der Chemie, damit die Schüler eine richtige Vorstellung von der Art und Weise erhielten, wie die Körper zusammengesetzt sind, der vornehmsten Bestandtheile der Atmosphäre, der Ackererden, des Düngers, des Wassers, der Nahrungsmittel, was die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens bedingt u. s. w. Aus der Landwirthschaft müßten sie die Principien der Viehhaltung und des Ackerbaus, besonders aber die Buchführung, Geräthefunde, das praktische Modell- und Planzeichnen, die Betriebslehre der heimathlichen Verhältnisse und den praktischen Obst- und Waldbau, das Pflanzen und Säen kennen lernen.

e) Natürlich wäre es nicht möglich, in der hier geforderten Weise die naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Stunden anders zu halten, als nach einem leitenden Handbuche, und meinen wir, müßte dieses Schulbuch speciel für unser Volk in der nationalen Sprache und so geschrieben sein, daß die Schüler seinen Inhalt ohne ein besonderes Unterstreichen und Einklammern in sich aufnehmen könnten, also möglichst kurz, klar, leichtfaßlich, mit Beispielen aus der nächsten Umgebung. Die Musterstücke aus dem Abschnitt über den Styl, die Rechenaufgaben müßten nur aus der vaterländischen Landwirthschaft und der nächsten Naturumgebung genommen sein, und zwar so, daß sie für das praktische Leben eine unmittelbare Bedeutung hätten.

f) Es giebt wohl gute deutsche Werke in der hier hervorgehobenen Behandlungsweise, wie z. B. das von H. K. Schneider²⁵⁾, doch fordern

²⁵⁾ Lehr- und Lesebuch für die oberste Klasse der Volksschule in Landwirthschaft treibenden Gemeinden, von H. K. Schneider, Frankfurt a/M., Sauerländers Verlag. 1839.

Inhalt:

- I. Abtheilung: Der Landmann und seine Tugenden, kleine Erzählungen, Parabeln u.
 - II. Abtheilung: Des Landmanns Schriftführung; wäre gänzlich unzuarbeiten für unsere Gten.
 - III. Abtheilung: Mineralogisches; abzukürzen.
 - IV. Abtheilung: Aus der Chemie; mit der Physik zu verbinden.
 - V. Abtheilung: Physikalisches.
 - VI. Abtheilung: Aus dem Pflanzenreiche.
 - VII. Abtheilung: Aus dem Tierreiche.
- Ueber diese drei Abtheilungen haben wir unsere Ansicht im Text ausgesprochen.

unfere Verhältnisse nicht bloß eine Uebersetzung, sondern eine gänzliche Umarbeitung des Stoffes. Zur Zusammenstellung eines solchen Schulbuches würden sich auch die geeigneten Persönlichkeiten finden, sobald erst eine Aussicht auf solche Schulen eröffnet ist, für die diese, nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten verbundene Arbeit vorzunehmen ist. Dieses allgemeine Schulbuch müßte jeder Schüler, je nach Aufgabe des Lehrers und nach dem Vortrage im Unterricht, stückweise in ein besonderes Heft für sich sauber abschreiben, um es nach vollendetem Schulcursum mit sich nach Hause nehmen zu können. Das Abschreiben würde den Inhalt des Buches desto besser dem Gedächtnisse der Schüler einprägen und auch die Anschaffungskosten eines gedruckten Exemplars für jeden einzelnen Schüler ersparen.

g) Der häusliche Unterricht wäre durch die Eltern selbst, oder wenn diese dazu nicht befähigt sind, von andern geeigneten Hausgenossen zu ertheilen, und diese Kinder regelmäßig einen Sonntag um den andern des Nachmittags in den Kirchspielskirchen von den bei den Schulen angestellten Lehrern abwechselnd in ihren Kenntnissen zu prüfen, so daß dieselben Kinder wenigstens monatlich einmal im Sommer und Winter an die Reihe kämen. Dieses sonntägliche Katechisiren der Kinder wäre genau durchzuführen, mit aller Mühe und allem Fleiß eine Methode festzuhalten, die den Kindern von wirklichem Nutzen würde. Die Eltern, oder wenigstens ein Erwachsener aus jedem Gesinde hätten dem Katechisiren ihrer Kinder beizuwohnen, um die Methode des Unterrichts zu lernen, wobei namentlich die Jugend an ein Selbstdenken und Ueberlegen zu gewöhnen wäre. Dinter nennt die Katechetik eine Menschenbildnerin. Durch sie feierte er seine schönsten Siege, verwandelte den Bauerknaben in ein „klar denkendes Wesen.“ Als er nach seiner Probepredigt in Ritscher in der Kirche öffentlich katechisirte, sagte zu ihm sein Freund, der Superintendent Nitzsch: „Ihre Predigt war gut, aber das Katechisiren müssen Sie anders lernen, so kommen Sie mit Bauerjungen nicht fort.“ Dinter: „Herr Superintendent, Eins von Beiden! Entweder ich lerne anders katechisiren, oder die Bauerjungen lernen anders antworten.“ Ehe ein Jahr verging war der letzte Fall eingetreten.

h) In Bezug auf körperliche Uebungen der Schüler wäre Zweierlei anzuführen: das Turnen und eine militärische Gliederung und Disciplin. Ob und wie weit das Turnen auch

VIII. Abtheilung: Der Mensch, das Weltall, von der Ordnung im Weltall, die Erde als Weltkörper, der Mond; wären aufzunehmen.

IX. Abtheilung: Der Kalender, die Monate und die monatlichen Verrichtungen, der Fragekasten, Sinnsprüche, Räthsel, Denksprüche, Sprüchwörter; wäre aufzunehmen.

bei jungen Leuten erforderlich und anzuwenden wäre, die in der täglichen Ausübung landwirthschaftlicher Arbeiten eine hinlängliche, allerdings aber nur einseitige Körpermotion finden, das wäre von Aerzten zu entscheiden. Welche wichtige Rolle aber das Exerciren, die militärische Gliederung und Disciplin in der Ausbildung des Menschen spielen, das sehen wir ja an unsern Lieutenants deutlich. Diese Herren verlassen als hoffnungsvolle Quartaner oder Tertianer Papa und Mama und kehren als „ganze“ Männer nach ein paar Jahren schon wieder in die Heimath zurück, und wenn ein solcher hoher Herr sporenkltirrend dann über das Parquet schreitet, so wird einem simplen Christenmenschen gar demüthiglich zu Muthe, so klein kommt er sich dann in ihrer Nähe vor. Haben etwa diese Herren Offiziere sich in besonders guter Gesellschaft diese Glanztournüre angeeignet? Ganz und gar nicht im Garnisonleben, — aber das militärische „March“ hat's gethan.

Ein paar grauhaarige, knurrige Unteroffiziere, die doch der Aufsicht halber bei den Schulen unumgänglich sind, könnten auch zugleich unsern, hier namhaft gemachten Zweck erfüllen; auch wäre es anerkanntermaßen sehr fördernd, die jüngern Schüler immer den ältern zur Aufsicht u. unterzuordnen und dergl. m.

i) Der Kostenpunkt ist der schwierigste in der Aufgabe. Man sollte aber doch meinen, daß der Staat, der jüngst eine Volksemancipation in bisher noch nirgends erhörtem Maßstabe ins Leben gesetzt hat, mit dieser Freiheit und Ungebundenheit der untern Gesellschaftsklassen auch eine geeignete Bildung denselben angedeihen lassen werde, ohne die das erste Geschenk doch nur verfehlt wäre, und die Mittel dazu nicht versagen. Der Staat wäre zu einem solchen Unternehmen auch allein berechtigt, dem Adel, der ohne Murren bei der Bauernemancipation in Desel und Esland, freilich mit durch eigene Schuld veranlaßt, einen zu bedeutenden Theil seiner Existenzquellen ohne jede Entschädigung dem Gemeinwohl geopfert sieht, mangeln dazu alle Mittel und Kräfte.

Die Zinsen der in der Bauernbank deponirten Gemeindecapitalien, der Erlös aus dem überschießenden Getreide in den Gemeinde-Vorrathsmagazinen, die aus der Ritterschaftskasse bewilligte Unterstützungssumme für die Schulen (vergl. Anmerkung 16), die in der alten Bauernverordnung vorgeschriebene Schulmeistergerechtigkeit, die auch um ein Geringes gesteigert werden könnte, sammt den vom Staate zuzuschießenden Summen, Subscriptionen der Privaten u., das wären die Einnahmequellen unserer Volksschule. Die Eltern hätten die Kinder zu kleiden, ihr Unterhalt hingegen müßte sich aus ihren landwirthschaftlichen und technischen Arbeitsleistungen bezahlt machen, wenigstens zum größern Theil, und die Lehrer, denen eine minimale Gage von 150 bis 200 Rubel S.-Münze im Jahr (wenn sie keinen Nebenerwerb etwa durch Anweisung von Staatsländereien hätten) zukäme, wären aus den aufgeführten Quellen zu unter-

halten. Auch könnten diese Schullehrer abwechselnd zugleich den Küsterdienst besorgen, da die Schulen doch immer in der Nähe der Kirchen errichtet würden, und dadurch viele ihnen auch die Nutznießung der Küsterate zu. Dabei sollten im Anfange nicht mehr solcher Schulen ins Leben gerufen werden, als genau die Mittel zulassen, und wenn auch zuerst nur zwei, oder drei für die ganze Insel, um diesen nur Alles zukommen zu lassen, was zu ihrer vollkommenen Einrichtung und Unterhaltung erforderlich ist. Mit der Zeit würden sich dann auch die Mittel zur Begründung weiterer Schulanstalten gewiß finden, nur daß die ersten ihr Ziel vollkommen erreichen.

*

*

*

Die Ausarbeitung des localen Schulplans für unsern verbesserten Volksunterricht wird bewährten Schulmännern zu übergeben sein, die dazu die ausländischen Schulen, namentlich in Preußen und Sachsen in loco zu besuchen hätten.

Diese Notizen wurden vielfach gekürzt und zusammengedrängt, um die möglichste Einfachheit nicht aus den Augen zu lassen, und wurde bei den Unterrichtsgegenständen in der Volksschule nur das aufgeführt, was uns als das Wissenswürdigste für den Bauer erschien, wie es denn, mit Dinter's Worten, nicht nothwendig ist, daß dem Menschen Alles, was er wissen muß, in besondern Lektionen vortragen werde. Es kommt nur darauf an, die Lust und Kraft in ihm anzuregen und ihm die Hülfquellen zu zeigen, dann wird er durch sich selbst mehr werden, als alle Lektionen aus ihm zu machen vermögen. Der bloße Lerner (Gedächtnismensch) geht von Jahr zu Jahr zurück; die gebildete Kraft kommt auch nach vollendeter Schulzeit von Jahr zu Jahr weiter, sie ist ein Magnet, der desto mehr anzieht, je mehr er geübt wird. „Darum lehret den künftigen Bauer denken, und entfesselt ihn von der Anhänglichkeit an das Alte, so wird er die gebildete Kraft auch in den Geschäften anwenden, wo es auf Broterwerb ankommt. Schleifet nur das Messer, dann wird es auch Brot schneiden!“

Anhang.

Ueber eine projektirte Desel'sche Sparkasse für die ländliche Bevölkerung.

Der Bauer in Desel ist nicht arm zu nennen. Namentlich die Strandbewohner (die wirklichen Bauern) erwerben sich durch Fischfang, Schmuggel und Seehandel manche hübsche Summe; ebenso die gefuchten Zimmerleute, die Jahr aus, Jahr ein bei Bauunternehmungen ihren schönen Gewinn finden; so auch ordentliche Handwerker, Schmiede &c. So that ein Schworbianer, der schon zum öftern wegen Schmuggel in Untersuchung und Geldbuße verfallen, den Ausspruch, auf eine fernere Strafzahlung von fünf- bis sechstausend Rubeln Silber-Münze käme es ihm auch diesmal nicht gerade an, wenn er nur anderen Strafen dadurch entzogen würde.

Der Bauer verwahrt sein Geld in klingender Münze, als lahmes Capital, ohne es zu verzinzen, denn er mißtraut den Staatspapieren, oder andern Creditoren. Oft geht auch die ersparte Summe verloren, so auf Reisen fällt das Geld aus Unachtsamkeit aus der Tasche, oder wird Nachts in einem Krüge gestohlen. Man hat in Bauerhäusern schon Geld gefunden zwischen dem Dachstroh verwahrt. Auch wechseln die Bestzer den Ort der Aufbewahrung, um nur gegen Entwendungen sicher zu sein. Oft stirbt der Mann, der Vater plötzlich, ohne seiner Frau, seinen Kindern den geheimen Versteck des Geldes vorher haben angeben zu können, wodurch die Hinterbliebenen des Nachlasses verlustig gehn, dessen Aufbewahrungsort nicht aufzufinden ist. Der Bauer nimmt nur kleine Summen auf einmal ein, besonders Dienstboten und Tagelöhner. Da liegt die Versuchung nahe, das Geld auch gleich wieder auszugeben, sei es nun im Krüge für Schnaps und Bier, oder im städtischen Kaufladen für oft ganz werthlose Sachen. Denn sobald der Bauer über den Kreis seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinausgeht, also auf Luxus sinnt, hat er von den glänzenden Dingen, die ihm von der Buden-Latte ins Auge stechen, keinen Werthbegriff mehr, und wird gewöhnlich unerhört hinter's Licht geführt. Die städtische Dienstmagd hat kaum einen kleinen Theil ihres Lohns in Händen, so benutzt sie auch schon die erste freie Stunde, um sich Schmucksachen einzukaufen, die gewöhnlich sehr vergänglicher Natur sind. Vor nicht gar langer Zeit fanden bei unserer ländlichen

Bevölkerung sogar noch Artikel den meisten Abgang, die man unter dem Namen Spielwaaren auch unter den wilden Stämmen Amerika's und Afrika's als Tauschmittel anwendet, und unsere sogenannten „Bauerhändler“ machten in dieser Branche die besten Geschäfte und haben den Spielwaaren ihren Reichthum zu verdanken. Diese leichtsinnige und gedankenlose Geldausgabe findet aber in dem Umstande gewiß eine Hauptstütze, daß die Leute keinen Ort haben, wo sie ihre Ersparnisse hinthun könnten.

Die Bauerbanken empfangen zwar Gelder zur Verzinsung gegen Aushändigung sicherer Obligationen, allein nur in größern Summen. Die Gemeinden können daher ihre Capitalien auf diese Weise wohl anlegen, und benutzen auch diese Anstalten, der einzelne Private aber, besonders der Diensthote und Tagelöhner, dem keine größern Summen zu Gebote stehn, kann von der Bauerbank keinen Gebrauch machen. Und wenn diese auch mit geringen Summen anfänge, so wäre es für den kleinen Mann, der aus der Hand in den Mund leben muß, doch höchst unbequem, seine Ersparnisse dort anzulegen, denn er könnte nicht jederzeit, je nach Bedürfniß, sein Geld zu seinen kleinen Ausgaben wieder herausbekommen, da der Auszahlung erst eine halbjährliche Kündigung zc. vorausgehen müßte. Endlich ist anzuführen, welche Beschwerden bei Bauten und andern Unternehmungen mit den wöchentlichen, oft täglichen Auszahlungen von Summen in kleiner Münze an die Arbeiter verbunden sind, die durch Austausch von bloßen Zahlmarken wesentlich vereinfacht werden könnten.

Diesen fühlbaren Mangel an einer geeigneten Sparkasse, namentlich für die dienende Bevölkerung, hat man in andern Ländern schon früher erkannt, und daselbst derartige Creditanstalten ins Leben gerufen, die von den staunenswertheften Erfolgen begleitet sind.

So viel uns bekannt, war ein Geistlicher der erste, der die hohe Bedeutung erkennend, eine Sparkasse für seine Gemeindeglieder gründete, der schottische Pfarrer Dr. Duncan.

Das Grund-Capital der englischen Sparkassen beträgt gegenwärtig vierzig Millionen Pfund Sterling oder 266000000 Rubel Silber und im Jahre 1860 allein wurden bei denselben eingezahlt 108,330,000 Thaler, wovon $\frac{9}{10}$ bloß von den Diensthoten.

Obgleich in England die Sparkassenbeamten früher mit den Summen oft durchgingen, so erfreute sich die Kasse trotzdem doch einer fortwährenden, immer wachsenden Frequenz. Neuerdings sind die Sparkassen mit der Postverwaltung verbunden und die englischen Postämter zugleich Money-order-offices, d. h. Geldorder-Bureaux, die Beiträge des Publikums empfangen und Auszahlungen bewerkstelligen.

Wie man in England stets bereit ist, jede ins Leben schlagende, als wahrhaft nutzbringend sich erweisende Erfindung und Verbesserung oft

königlich zu belohnen, davon hier nur das eine merkwürdige Beispiel, wie das Londoner General-Postamt die einfache Erfindung der gestampften Löcher zur Abtrennung der Briefmarken, die für die Postverwaltung und das Publikum von vielem Nutzen sich erwiesen hat, und auch bei uns in Gebrauch steht, mit nicht weniger als fünftausend Pfund oder 33,333 Thalern 10 Groschen prämirte.

Aus dem Gesagten geht demnach hervor, wie die Einrichtung bauerlicher Sparkassen von großem Nutzen auch für unsere Landbevölkerung werden dürfte. Diese Sparkassen wären wohl, nächst der geistigen Ausbildung, das geeignetste Mittel, Fleiß und Intelligenz unterm Landvolk zu wecken. Der gemeine Mann nimmt durch die gegenwärtigen günstigen Coniuncturen bedeutend mehr ein als früher, aber er verwendet das Erübrigte nicht zu seinem Wohle, öfter zu Schaden und Nachtheil.

In Nachstehendem soll nun der Versuch gemacht werden, die Einrichtung einer zweckdienlichen Sparkasse, zunächst wie sie sich für die öfselfchen Verhältnisse eignen würde, zu entwerfen.

Als Grundprincipien einer solchen Sparkasse für die ländliche und dienende Bevölkerung stellen wir auf:

1) Die Sparkasse muß auch kleine Summen unter einem Rubel empfangen.

2) Sie muß jederzeit auch Auszahlungen, oder wenigstens den Einzahlungen der Einzelnen entsprechende Gebrauchsverwerthung der Summen ermöglichen, ohne zeitraubende Formalien.

3) Sie muß so eingerichtet sein, daß sie als vollkommene Tauschvermittlerin auftritt, ohne dazu jedesmal des allgemeinen Tauschmittels, der Münze, zu bedürfen, und zwar dergestalt, daß durch sie gegenseitiger Credit oder Debet durch Ein- und Austragung in besonders dazu eingerichteten Büchern mit Leichtigkeit bewerkstelligt werden können, wie z. B. in Fabriken bei Bauten, auf Gütern zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, in Kaufbuden bei Erhandlung von Waaren u. s. w.

4) Diese Sparkassen-Bücher müßten als gemeingültige Tauschvermittler so geordnet sein, daß ihre Einrichtung allgemein verständlich, übersichtlich und unverfälschbar nicht bloß, sondern dieselben auch von Jedermann ohne Beschwerde in der Brusttasche herumgetragen werden könnten und namentlich sich als dauerhafter und zweckmäßiger erweisen müßten, als das leicht zerreißbare, vergängliche Papiergeld in der Tasche des Bauern.

Reglement der öfelschen Sparkasse

(in estnischer, deutscher und russischer Sprache).

Entwurf.

§ 1. Die öfelsche Sparkasse gewährt Bauern, Knechten, Mägden, Handwerksburschen u. die Möglichkeit, ihre kleinen Ersparnisse sicher zu stellen und zu verzinsen. Sie soll gleichfalls den Fabrik- und Gutsverwaltungen, Bauunternehmern u. a. ihre großen Zahlungen in kleinen Summen beim gegenwärtigen Mangel der kleinen Münze erleichtern.

§ 2. Die öfelsche Sparkasse empfängt jede Summe von 25, 50, 75 Kopeken S. bis 50 Rubel S.-Münze in die I. Abtheilung, und in die II. Abtheilung von 50 Rubel S.-Münze an aufwärts, verzinst diese Summen von 5 Rubel S.-Münze an zu 4 Prozent, von 50 Rubel an zu 5 Prozent nur für volle Jahre in der Abtheilung I. durch Stempelung in den, den Theilhabern ausgereichten Kassen-Schnurbüchern tertialiter, und zahlt baares Geld, gegen Einlösung der Anweisungen, nur in Summen von mindestens 10 Rubel aus. Abgetrennte Kassenscheine aus den Schnurbüchern tragen keine Zinsen.

§ 3. Die öfelsche Sparkasse wird bedient von der „Kassen-Verwaltung“ in Arensburg, bestehend aus den Vorständen und einem Kassier als Secretair, und weiter von ihren Kassen-Bevollmächtigten, bestehend auf dem Lande aus den Kirchspiels-Predigern, Guts-Verwaltungen, Posthaltern u., in der Stadt bei der Pferdepost, Briefpost, Rentei u.

§ 4. An jedem der 52 ordinären Jahres-Sonntage nehmen die Bevollmächtigten auf dem Lande, an Posttagen oder täglich die in der Stadt Einzahlungen nach § 2 gegen Stempelung in den Sparkassen-Büchern entgegen, und trennen gleichfalls auf Wunsch der Eigenthümer gültige Kassenscheine nach vorgängiger zweiter Stempelung aus denselben ab. Die Bevollmächtigten schicken sodann die eingeflossenen Gelder mit beigegeführten ausweisenden Zahlungsregistern wöchentlich, sowie zugleich die gültigen Kassen-Schnurbücher selbst zur Revision tertialiter durch die Kirchspielspost an die Kassenverwaltung. Diese sitzt dazu jeden Montag in der Woche und jeden zweiten Januar, zweiten Mai und zweiten September. Der Kassier trägt die eingeflossenen Summen ins Hauptbuch ein und schickt die ausweisenden Zahlungsregister an die Bevollmächtigten unterschrieben zurück. Die Sparkassen-Verwaltung revidirt tertialiter alle laufenden Kassen-Schnurbücher, stempelt die fälligen Zinsen, und zahlt die gewünschten Einlösungen nach § 2 aus, deren Betrag zwei Wochen vor jedem Tertialtermin zur Beschaffung der erforderlichen Baarsummen durch die Bevollmächtigten angekündigt sein muß.

§ 5. Jede Spar=Summe, die den Betrag von 50 Rubel S.=Münze übersteigt, gehört zur II. Abtheilung der Kasse. Diese besorgt nur die Sparkassenverwaltung selbst an ihren Sitzungstagen, und ertheilt über Empfang besondere Quittungs=Marken.

§ 6. Kauf, Verkauf, Schuldverschreibungen, Ablöhnungen 2c. werden durch Uebertragungen in diesen, den verschiedenen Parteien ausgehändigten Sparkassenbüchern gegenseitig leicht vermittelt. — Auskünfte ertheilt und etwaige Klagen über eingerissene Unordnungen nimmt die Sparkassenverwaltung tertialiter entgegen.

* * *

Einrichtung der Sparkassen-Schnurbücher :

Format: klein-octav mit starken Pappdeckeln und Gummischließband.

Titelblatt: Name des Eigenthümers, vom Kassenbevollmächtigten bei der ersten Einzahlung und Ausreichung des Buches an den Einzahler einzuschreiben, mit Angabe von Stand und Wohnort.

Auf der Rückseite das Sparkassen=Reglement.

Inhalt: 25 foliirte und geschnürte Blätter.

Jedes Blatt ist durch gestampfte Löcher (wie bei den Briefmarken) getheilt, und zwar in 4 gleiche Theile quadrat.

Die 2 oberen Blatttheile enthalten jeder

4 kleine Markensfelder zu je 25 Kopeken oder einem Viertelrubel, die bei den Einzahlungen vom Bevollmächtigten gestempelt, aber nie abgetrennt werden, und zum Beleg dem Schnurbuche ankleben.

Sobald alle 4 Kopeken=Marken des obern Blatttheils (im Sparkassen=Schnurbuche) gestempelt sind, stempelt der Bevollmächtigte auf der untern Blattfläche die Rubel=Marke, und diese kann dann auch auf Verlangen abgetrennt und in den Handel gebracht werden, bedarf aber zu einer solchen gültigen Abtrennung, zum Behufe der Circulation, wiederum einer zweiten Stempelung des Bevollmächtigten.

Ueber Einzahlung und Abtrennung hat der Bevollmächtigte am gehörigen Orte, sowohl in den einzelnen Kassenbüchern selbst, als auch in den Zahlungsregistern seine gehörige Namensunterschrift zu machen.

Auf diese Weise enthält jedes der 25 assignirenden Marken=Blätter des Sparkassen=Schnurbuchs auf seinen 2 obern Flächen je 4 mal 25 Kopekenmarken, und auf den beiden untern Flächen gleichlautend je 1 Rubelmarke, das ganze Buch also in Summa einen Wechselwerth von 50 Rubel S.=Münze.

Das Schlußblatt:

Vorderseite enthält die Tertial-Revisionen des Sparkassenbuches nach § 4 des Reglements durch die Sparkassen-Verwaltung mit Angabe seines jeweiligen Münzwertes am Schluß des Tertials nach Ausweis der gestempelten oder abgetrennten Marken.

Rückseite enthält die Verification des Sparkassen-Schnurbuches unter Verschlusßstegel der Buch-Schnur, und zum Schluß die Bemerkung der Verwaltung, wenn das Buch vollständig ausgefüllt oder vollständig ausgezahlt worden ist (mit durchgestrichenen Seiten), also außer den Verkehr dadurch gesetzt wird.

* * *

Diese kurzen Bemerkungen mögen im Allgemeinen genügen, um sich von der Einrichtung des projektirten Sparkassen-Schnurbuches eine Vorstellung zu machen, indem der Mitabdruck des vollständigen Schemas zum Sparkassen-Schnurbuch wie zum Zahlungsregister auf zu große typographische Schwierigkeiten stieß.

Das genannte Schema ist aber in zwei ausgearbeiteten Exemplaren sowohl Seiner Excellenz, dem Herrn Civilgouverneur vorgestellt, als auch dem öfselfchen Landrathscollegio zu mehrerer Einsicht eingesandt worden.

Schließlich erlauben wir uns noch die Voraussetzung hier bemerken zu dürfen, daß, falls das Projekt einer öfselfchen Sparkasse für die ländliche Bevölkerung in Ausführung käme, die Gutsverwaltungen und die Herren Prediger sich gewiß nicht weigern werden, die Mühen der Kassen-Bevollmächtigten zu übernehmen, indem sie die einzigen Persönlichkeiten auf dem Lande sind, deren Händen diese patriotische Mühewaltung mit gutem Gewissen anvertraut werden könnte.

